

Wolfgang Hohlbein

Gespenster

geschichten



SCHNEIDER
BUCH

Wolfgang Hohlbein

Gespenster-
geschichten

SCHNEIDER BUCH

Die Deutsche Bibliothek- CIP-Einheitsaufnahme

Hohlbein, Wolfgang:

Gespengstergeschichten / Wolfgang Hohlbein. –

München: E Schneider, 1995

ISBN 3-505-10085-4

Dieses Buch wurde auf chlorfreies, umweltfreundlich
hergestelltes Papier gedruckt.

© 1995 by Franz Schneider Verlag GmbH

Schleißheimer Straße 267, 80809 München

Erstmals erschienen 1988 unter dem Titel: Gespenst ahoi

Alle Rechte vorbehalten

Titelbild und Illustrationen: Elisabeth Cornelius

Umschlaggestaltung: Claudia Wolfrath

Herstellung: A. Prochnow

Satz: Typodata GmbH, München

Druck: Tiskarna Ljudske pravice, Ljubljana, Slovenia

ISBN: 3-505-10085-4

Inhalt

Ein Gespenst an Bord

1 Ein Telegramm mit Folgen	13
2 Gerümpel, Staub und Spinnenweben	18
3 Der Millionär an Bord	22
4 Wenn Blicke töten könnten ...	29
5 Vergebliche Schatzsuche	37
6 Das Gespenst taucht auf	41
7 „Wir müssen verkaufen!“	48
8 Ein Geheimnis wird gelüftet	55
9 Auch Plunder kann Gold wert sein!	61

Das schottische Geisterschloß

1 Stürmische Überfahrt	69
2 Der seekranke Geist	73
3 Retter wider Willen	79
4 Gestrandet!	88
5 Das Haus auf den Klippen	93
6 Warnung aus dem Jenseits	104
7 Geisterstunde	113
8 Duell der Gespenster	119

Ein Gespenst an Bord

1 Ein Telegramm mit Folgen

Alles hatte so schön angefangen! Auf dem Papier war es einfach wunderbar gewesen, ein Märchen, das wahr wurde. Ein toller Traum. „Aber leider“, dachte Andy Berger betrübt, „ist es in Wahrheit wohl eher ...“

„... ein Alptraum“, murmelte sein Vater fassungslos. „Das glaube ich einfach nicht. Ich ... ich muß betrunken sein!“ Wie hypnotisiert starrte er auf das, was da vor ihnen am Landungssteg im Hamburger Hafen lag.

Auch Andy fiel es schwer, den Blick von dem fünfzehn Meter langen, braunschwarzen „Ding“ zu lösen, das unter ihnen im Wasser dümpelte. Der Hafenmeister hatte behauptet, es wäre ein Schiff. Aber Andy hatte da so seine Zweifel.

„Das war Absicht!“ sagte Vater plötzlich leise zu seiner Frau. „Ich kenne doch deinen Onkel. Das ... das hat er mit

Absicht gemacht. Er konnte mich nie leiden.”

Andys Mutter warf ihrem Mann einen unsicheren Blick zu. „Bitte”, sagte sie vorsichtig, „sprich nicht so. Onkel George ist tot. Wahrscheinlich hat er es nur gut gemeint.”

„Wahrscheinlich dreht er sich vor Lachen im Grab herum”, antwortete Vater grollend. „Das habe ich jetzt davon, dir geglaubt zu haben. Dein Onkel konnte mich nie leiden, und dann vermachte er uns ein Schiff! Ich hätte den Braten riechen müssen. Und diesen ... diesen sogenannten Notar verfluche ich! ” Seine Stimme wurde wütend. „Ich schleife ihn eigenhändig hierher und zwingen ihn, auf dem Ding nach Bora-Bora zu segeln! ”

Andy grinste verstohlen, so daß Vater nichts davon merkte. Es kam selten vor, daß sein Vater die Beherrschung verlor. Aber wenn, dann richtig. Im Moment näherte sich seine Gesichtsfarbe verdächtig der einer überreifen Tomate.

„Der Notar kann nichts dafür”, sagte Mutter beschwichtigend. „Er hat das Testament nicht gemacht, Paul. Er hat es uns nur vorgelesen, und ...”

„... irgend etwas von ‚leicht reparaturbedürftig‘ erzählt”,

fiel Herr Berger ihr gereizt ins Wort. „Ein paar Handgriffe und ein Eimer Farbe, und das Schiffchen ist wieder wie neu“, äffte er die Worte des Notars mit schriller Stimme nach, in der sich Zorn und allmählich aufkeimende Verzweiflung mischten. „Ich kenne dieses Schiffchen, Herr Berger. Die Witchcraft ist eine alte Dame, aber sie ist immer noch ein prachtvolles Schiffchen, wenn man nur ein bißchen Arbeit hineinsteckt.' Aber das da ... ”, er deutete mit anklagend ausgestrecktem Zeigefinger nach unten, „ist ein *Wrack!* Wahrscheinlich wird es untergehen wie ein Stein, wenn sich auch nur ein Vogel auf den Mast setzt, und ... ” Andy hörte nicht mehr hin, obwohl sein Vater noch eine Menge Dinge über das Boot sagte, von denen wirklich die allerwenigsten freundlich waren, und noch einige kaum weniger unfreundliche Bemerkungen, die Mutters verstorbenen Erbonkel betrafen. Wie gesagt, es kam selten vor, daß sein Vater die Beherrschung verlor. Aber wenn er sich erst einmal in Zorn geredet hatte, dann konnte es lange dauern, bis er sich wieder beruhigte. Nein, da war es schon besser, er brachte seine Zeit mit etwas Nutzbringenderem zu – zum Beispiel damit, die *Witchcraft* ein wenig genauer anzusehen.

Ganz so schlimm, wie Vater behauptete, war der Zustand des Schiffes eigentlich nicht – aber auch nicht viel besser. Auf jeden Fall war es ganz und gar nicht das, was sie erwartet hatten, bevor sie sich auf die fast fünfhundert Kilometer lange Reise nach Hamburg gemacht hatten.

Die *Witchcraft* – Andy kramte seine bescheidenen Englischkenntnisse zusammen und glaubte zumindest zu wissen, daß dieser Name so viel wie „Hexenkraft“ bedeutete – war gute fünfzehn Meter lang und mußte in ihrer Glanzzeit ein wahres Prachtstück gewesen sein. Ihr Mast war fast so hoch wie das Schiff lang war. Und wenn das große Segel jetzt auch nur noch aus schmuddeligen Fetzen bestand, die traurig von den faulenden Rahen hingen, war es doch leicht, sich vorzustellen, welcher herrlichen Anblick sie bei der Einfahrt in den Hafen geboten haben mußte: Ein kleines, aber kräftiges Schiff, das jedem Sturm trotzte und dessen Bordwände in mattem Schwarz und poliertem Messing glänzten. Jetzt glänzte an ihm allerdings nichts mehr – außer den Miesmuscheln, die den Rumpf bis zur Reling hinauf wie ein lebender Panzer umschlossen. Das gedrungene Achterkastell wirkte ein wenig windschief, das Steuerruder und der Bugspriet

waren verschwunden, und auf dem Deck türmten sich Abfälle und Unrat kniehoch. Die Besitzer der anderen Schiffe hier an der Mole schienen die *Witchcraft* als Müllkippe benutzt zu haben.

Nein – viel macht das Schiff wirklich nicht mehr her.

Andy seufzte. Und dabei hatten sein Bruder Tim und er sich so auf diesen Urlaub gefreut! Gut zwei Monate war es her, daß seine Eltern das Telegramm bekommen hatten, in dem sie vom Tode George Fallinhorpe McFfahlin II. erfahren hatten – irgendeines Onkels, der um siebenundvierzig Ecken mit Andys Mutter verwandt gewesen war und der ihnen dieses Schiff vermacht hatte: ein richtiges, hochseetüchtiges Schiff, über hundert Jahre alt, aber in einwandfreiem Zustand, wie Vater im Bruston der Überzeugung erklärt hatte. Und – niemand wußte so genau, warum – es lag seit einem Jahr im Hamburger Yachthafen vor Anker.

Schon am ersten Abend war alles klar gewesen: Der geplante Ibiza-Urlaub wurde gestrichen, Vater würde sich zwei Wochen Sonderurlaub nehmen und den neuen Wagen, auf den er sparte, ein Jahr später anschaffen, damit sie die gesamten Sommerferien zur Verfügung hatten. Fast

sieben Wochen waren das, wovon sie eine, allerhöchstens zwei Wochen für die „kleinen Schönheitsreparaturen“ einkalkulierten, von denen der Notar gesprochen hatte. Die ganze übrige Zeit würden sie um die Küste schippern, vielleicht sogar nach England übersetzen, wenn sich die *Witchcraft* als hochseetüchtig erweisen sollte ... Ahoi!

„Das war einmal“, dachte Andy trübsinnig. Da rief ihn sein Vater unsanft in die Wirklichkeit zurück; er verpaßte gerade seiner Reisetasche einen wütenden Tritt und behauptete, daß die *Witchcraft* vermutlich ein Schwesterschiff der *Arche Noah* sei.

„Wir werden Ärger mit den Leuten von Greenpeace kriegen“, behauptete er. „Die zeigen uns wegen Umweltverschmutzung an, wenn wir diesen Kahn ins Wasser lassen!“

„Also, so schlimm ist es nun auch wieder nicht“, sagte Mutter vorsichtig. „Mit ein bißchen gutem Willen, ein paar Nägeln und etwas Farbe ...“

„Alles, was dieses Schiff braucht, ist eine Stange Dynamit“, knurrte Vater. „Vielleicht auch nur einen gutgezielten Tritt, damit es absäuft.“ Er reckte das Kinn

kampflustig vor. „Mich kriegen jedenfalls keine zehn Pferde auf diesen Seelenverkäufer!“

Zehn Minuten später kletterte Familie Berger vorsichtig an Bord.

2 Gerümpel, Staub und Spinnewebe

Es war sehr dunkel im Bauch der *Witchcraft*, Gottlob hatte Andy seine Taschenlampe mitgenommen, aber der schmale Lichtstrahl erhellte das stauberfüllte Dunkel des Laderaumes nur unzureichend. Das Innere der *Witchcraft* hielt, was ihr Äußeres versprochen hatte. Zwar sank das Schiff nicht auf der Stelle, als sie es betraten, wie Vater vorausgesagt hatte, aber es sah unter Deck kaum anders aus als oben. Die schmale Treppe war mit Gerümpel und Unrat verstopft, so daß der Weg nach unten zu einer artistischen Kletterei wurde. Die drei unterschiedlich großen Räume, die sich unter Deck fanden, glichen eher dem Lager eines Antiquitätenhändlers als einem Schiff. „Zumindest“, dachte Andy, „stapeln sich hier unten keine Abfälle“ – aber der Bauch der *Witchcraft* schien die komplette Möblierung eines schottischen Geisterschlusses zu enthalten. Überall standen Kisten, Truhen, halb auseinandergebaute Schränke und Stühle, Tische und Teile von Betten und anderen Möbelstücken, alles in entsetzlicher Unordnung übereinandergeworfen. Wohin der Strahl der Taschenlampe auch fiel, er brachte nichts

außer Kisten und Teppichen und alten Ölschinken, wie man sie zu Hause allenfalls noch auf dem Flohmarkt fand, halb aufgeweichten Pappkartons und Staub, Staub, Staub zum Vorschein ...

„Komm, laß uns verschwinden“, sagte Tim zu Andy.

„Hier ist doch nichts los. “

Andy beachtete ihn aber gar nicht weiter. Er vertrug sich eigentlich gut mit seinem Bruder, doch manchmal konnte Tim die reine Pest sein – vor allem nach einer achtstündigen Autofahrt, in der sie ausreichend Gelegenheit gehabt hatten, sich gegenseitig auf die Nerven zu fallen. Als hätte er Tims Worte gar nicht gehört, ließ er den Strahl der Taschenlampe weiterwandern.

„Was suchst du hier eigentlich? “ maulte Tim, als Andy nicht reagierte, „'n Piratenschatz vielleicht? “ Er lachte, und für einen Moment kam es Andy so vor, als höre er ein Echo – oder eine andere, sehr leise Stimme, die das Lachen erwiderte. Ganz instinktiv lenkte er den Strahl der Taschenlampe in die Richtung, aus der das Geräusch zu kommen schien. Und tatsächlich glaubte er eine rasche, huschende Bewegung zu erkennen, irgendwo zwischen all dem Gerümpel.

„Das ist natürlich Unsinn“, dachte er. Er hatte einen Schatten gesehen, allerhöchstens eine Ratte, die es sich in all dem Unrat gemütlich gemacht hatte. Er schauderte.

Und trotzdem blieb ein sonderbares Gefühl zurück. Plötzlich glaubte er zu spüren, daß an Bord irgend etwas war, das nicht hierher gehörte. Schauernd drehte er sich um, schenkte seiner Nervensäge von Bruder ein nervöses Nicken und deutete auf die wackelige Treppe, die nach oben führte.

Ihre Eltern waren bereits wieder an Deck, als die beiden Jungen aus den Tiefen der *Witchcraft* emporstiegen. Vaters Gesicht und Hände waren voller Schmutz, und das Funkeln in seinen Augen war keinen Deut schwächer geworden. In Mutters Haar klebten staubige Spinnweben. Die anderen Teile der *Witchcraft* schienen sich in keinem wesentlich besseren Zustand zu befinden als der Laderaum, den sie gerade untersucht hatten.

Mutter stand vorn am Bug und blickte mit starrem Gesicht auf das Meer hinaus, das zu dieser frühen Stunde noch fast unberührt vor ihr lag. Nur ein einzelnes, weiß und rot funkelnendes Motorboot zog weit draußen vor dem Hafen seine Kreise.

Andy seufzte, als sein Blick über die anderen Schiffe im Yachthafen glitt. Zwischen all diesen weiß- und chromblitzenden, supereleganten Wasserfahrzeugen wirkte die *Witchcraft* wirklich ein bißchen fehl am Platz.

„Dieses Schiff ist einfach das Letzte!“ schimpfte Vater, dessen Zorn noch gewachsen zu sein schien. Er kniff die Augen zusammen und sah seine Frau nachdenklich an. „Glaubst du, man könnte deinen Onkel wiederbeleben?“ fragte er. „Wiederbeleben?“ Vater nickte. „Damit ich dem Kerl deutlich meine Meinung sagen kann!“

Seine Frau antwortete lieber nicht darauf. „Vielleicht ... können wir es doch wieder herrichten“, sagte sie vorsichtig.

Vater lachte schrill. „Herrichten? Für die Kosten dafür könnten wir *drei* Schiffe kaufen. Jedenfalls solche wie das hier!“ Und damit versetzte er der Reling einen kräftigen Fußtritt.

Ach hätte er das doch nicht getan! Das morsche Holz gab unter dem Tritt nach wie Zunder. Vater griff mit wild rudernden Armen nach der Reling und fand im letzten Moment Halt. Allerdings nur eine Sekunde lang. Dann

verwandelte sich das Holz unter seinen Händen in Sägemehl, er kippte zur Seite – und fiel, platsch, über Bord.

Und für den Bruchteil einer Sekunde, noch bevor sein Vater prustend im Wasser des Hafens gelandet war, glaubte Andy ein ganz leises, schadenfrohes Lachen zu hören.

3 Der Millionär an Bord

Es sah schon reichlich komisch aus, fand Andy, wie Vater prustend und lauthals schimpfend an Land kletterte. Zumal das Wasser des Hafens alles andere als sauber war und er jetzt nicht gerade wie frisch gebadet roch. Mutter öffnete schweigend den Koffer, kramte ein Badetuch hervor und hielt es ihm hin, aber er warf ihr nur einen giftigen Blick zu und verschwand mit gesenktem Kopf unter Deck. Andy und Tim hörten ihn in der Kapitänskajüte rumoren und Verwünschungen gegen dieses Schiff und alle seine Vorbesitzer ausstoßen.

Irgendwie war Andy nicht wohl dabei. Er konnte es nicht begründen – aber er hatte das bestimmte Gefühl, daß es besser war, nicht zu laut auf dieses Schiff zu schimpfen. Er war nicht sicher, ob Vaters Mißgeschick wirklich nur reiner Zufall gewesen war. Da war dieser Schatten im Laderaum gewesen, das Gefühl, nicht allein zu sein, und ...

„Unsinn!“ dachte er ärgerlich. „Auf diesem Wrack gibt es absolut nichts Übernatürliches. Nur Ratten, Spinnen und genug Staub, um das Matterhorn damit zu pudern.“

Tim, Andy und Mutter warteten, bis Vaters Toben einigermaßen nachgelassen hatte, dann folgten sie ihm. Die ehemalige Kapitänskajüte, die im Achterkastell untergebracht war und als einziger Raum auf dem Schiff ein Fenster hatte, sah genauso aus wie der Rest des Bootes – staubig und verdreckt. Aber zumindest türmte sich hier kein Gerümpel bis unter die Decke. Es gab einen Tisch, der am Boden festgeschraubt war, zwei dazu passende Stühle und einen offensichtlich nachträglich eingebauten Propangasherd, auf dem eine zwei Zentimeter dicke Dreckkruste klebte. Unter der Decke baumelte eine uralte Petroleumlampe an einem rostigen Draht. An einer Wand lehnten die Reste eines Bücherregales. Andy trat neugierig heran und griff nach einem der Bände. Kaum hatte er ihn in Händen, zerfiel er in staubige Krümel. Doch halt, was war das? Ein einzelnes, engbekritzelttes Blatt Pergamentpapier rutschte aus dem zerbröckelnden Packen heraus und fiel zu Boden. Andy bückte sich hastig danach, drehte es einen Moment lang unschlüssig in den Händen und steckte es schließlich in die Jackentasche, ohne eigentlich selbst genau zu wissen, warum.

„Paß bloß auf!“, sagte Vater giftig. „Nicht daß du mir

durch die Wand fällst, wenn du dich dagegenlehnt.“

Andy lächelte pflichtschuldig und trat vorsichtshalber einen Schritt vom Regal zurück.

„Und was machen wir jetzt?“ fragte Mutter seufzend.

„Was schon“, murmelte Vater. „Wir suchen uns ein Hotelzimmer – und morgen fahre ich in die Stadt und klappere alle Reedereien ab. Vielleicht finde ich einen Verrückten, der uns so viel für dieses Schiff bezahlt, damit wir wenigstens unsere Reisespesen decken können. Wenn nicht“, fügte er säuerlich hinzu, „tanke ich den Wagen voll, und wir essen uns noch einmal satt. Den Rest unseres Geldes werden wir nämlich brauchen, um das Abwracken dieses famosen Schiffes zu bezahlen.“

Andys Mutter warf einen langen Blick in die Runde und gab schließlich einen noch längeren Seufzer von sich. „Na ja, so schlimm sieht es hier eigentlich gar nicht aus“, sagte sie. „Wenn wir etwas aufräumen und ich ein bißchen saubermache ...“ „Saubermachen?“ kreischte Vater in übertrieben gespielter Entsetzen. „Bist du verrückt? Der Kahn fällt doch auseinander, wenn du ihn saubermachst. Den hält doch nur noch der Dreck zu ...“

Der Rest seiner Worte ging in dem splitternden Geräusch unter, mit dem die Lampe sich von ihrem Draht löste und zwei Zentimeter vor seinem Gesicht auf dem Tisch zerschellte. Vater fluchte, sprang auf und pflückte sich schimpfend die Glassplitter aus Bart und Haaren. Es war beinahe ein Wunder, daß er sich nicht verletzt hatte.

Und dann hörte sich Andy zu seinem eigenen Entsetzen sagen: „Ihr solltet etwas respektvoller von diesem Schiffe sprechen, Fremdling, auf dem Euch Gastfreundschaft gewährt wurde!“

Tim und seine Mutter starrten ihn mit offenem Mund an, während aus Vaters Augen kleine weiße Blitze zu schießen schienen. „Ich ziehe dir gleich ganz respektlos den Hosenboden stramm, wenn du dich noch einmal über mich lustig machst!“ brüllte er.

„Aber ich ... ich war das nicht.“, stotterte Andy. Er verstand überhaupt nichts mehr. Er hatte das nicht sagen wollen. Er hatte es nicht einmal *gedacht!* „*Es war*“, dachte er entsetzt, „als hätte mich jemand *gezwungen*, diese Worte auszusprechen.“ Laut fügte er hinzu: „Mein Ehrenwort, ich ...“

Draußen erklang ein rasch lauter werdendes Brummen, das seinen Vater wenigstens im Moment daran hinderte, ihm zu sagen, was er von seinem Ehrenwort hielt. Aller Blicke wandten sich zum Fenster. Das Brummen wurde zum Brüllen eines überdrehten Rennmotors. Etwas Rotes und Weißes flitzte am Fenster vorüber, dann begann das ganze Schiff zu zittern, als wäre es jäh in einen Sturm geraten.

„Was ... was ist denn jetzt schon wieder los?“ stammelte Herr Berger.

Niemand antwortete. Es wäre auch ziemlich sinnlos gewesen, denn das Heulen des Motors kam schon wieder näher und das ganze Schiff schwankte und zitterte jetzt, als wollte es jeden Moment auseinanderbrechen. „Nichts wie raus hier!“ befahl Vater. „Der Kahn säuft ab!“

Das war eindeutig übertrieben, aber trotzdem zögerte keiner, seinem Befehl Folge zu leisten. Rasch verließen sie die Kajüte und traten auf das schwankende Deck hinaus – gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie sich das weißrote Rennboot zum dritten Mal der *Witchcraft* näherte. Diesmal kam es so direkt und schnell auf ihr Schiff zugeschossen, daß Andy allen Ernstes fürchtete, es

würde sie rammen. Erst im allerletzten Moment drehte der Mann hinter dem Ruder bei, brachte das schnittige Schnellboot mit einem gewagten Wendemanöver fast zum Stehen und kam längsseits. Daß seine Bugwelle dabei die vier Passagiere der *Witchcraft* bis auf die Haut durchnäßte, schien ihn nicht sonderlich zu stören.

„Ahoi, Witchcraft!“ rief er grinsend zu ihnen herauf. „Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe. Ist was passiert?“ Die Frage war wohl so ins Blaue hinein gestellt, denn der wackere Kapitän wartete die Antwort gar nicht erst ab, sondern drosselte den Motor, ließ sein Boot ein kleines Stück zurücklaufen und befestigte es schließlich unmittelbar neben ihnen an einem Poller. Die *Witchcraft* erzitterte erneut wie unter einem Schlag, als er an Bord sprang. „Als würde es sich schütteln“, dachte Andy verwirrt.

„Tut mir leid, Leute“, sagte der Fremde. Er lächelte entschuldigend, maß Andy, Tim und Frau Berger mit einem raschen, fast mitleidigen Blick und trat schließlich auf Herrn Berger zu, ein um Verzeihung bittendes Lächeln auf den Lippen.

Vater wischte sich mit dem Handrücken das Wasser aus

dem Gesicht, ehe er zögernd nach der ausgestreckten Hand des Fremden griff.

„Yenom“, stellte sich der Amokfahrer vor. „Klaus Yenom.“ Vater schien ein bißchen verwirrt zu sein; jedenfalls überrascht genug, um nicht zu antworten, sondern den anderen nur mit offenem Mund anzustarren.

„Ich war wohl ein bißchen übereifrig!“ Yenom grinste. „Tut mir leid, wenn ich Sie durchgeschüttelt habe.“ Er kicherte. „Ich hoffe, Ihr Schiffchen ist nicht leckgeschlagen.“

Wahrscheinlich hätte er noch mehr gesagt, wäre sein Fuß nicht in diesem Moment durch eine morsche Decksplanke gebrochen, deren eines Ende unter seinem Gewicht hochschnappte und zielsicher sein Schienbein traf. Yenom quietschte, sprang fluchend zurück und hüpfte einen Moment auf einem Bein herum. Sein Lächeln wirkte etwas gequält, als er weitersprach.

„Mein Boot liegt gleich neben Ihrem“, sagte er. „Wir sind gewissermaßen Nachbarn. Ein Vorschlag zur Güte – ich lade Sie und Ihre Familie zum Mittagessen ein, als kleines Trostpflaster für die unfreiwillige Dusche.“

Einverstanden?“ Vater zögerte. „Ich ... weiß nicht. Wir wollten eigentlich nicht...“

„Humbug“, unterbrach ihn Yenom. „Sie *wollen*. Wir treffen uns um zwölf im *Goldenen Anker*. Hier – ich gebe Ihnen auf alle Fälle meine Karte. Wir wollen doch gute Nachbarn bleiben, oder? Außerdem“, fügte er betont beiläufig hinzu, während er Vater eine kleine, goldbedruckte Karte hinhielt, „möchte ich mit Ihnen gern etwas Geschäftliches besprechen.“

Andy stellte sich neugierig auf die Zehenspitzen, um über die Schulter seines Vaters hinweg einen Blick auf die Karte zu werfen. *Klaus Yenom, Hamburg*, stand in schnörkeligen Goldbuchstaben auf dem weißen Büttenpapier. Und darunter, Andy glaubte es kaum, aber darunter stand tatsächlich: *Millionär*.

„Geschäftlich?“ wiederholte Vater verwirrt. „Aber wir kennen uns doch gar nicht?“

„Ein Grund mehr, miteinander zu essen, nicht wahr?“ flötete Yenom. „Bis dann!“ und damit wandte er sich um und sprang mit einem federnden Satz auf das Deck seines Rennbootes herunter. Rasch löste er das Haltetau, warf

den Motor an und brauste davon, wobei er die *Witchcraft* noch einmal so gründlich durchschüttelte, daß Andy instinktiv nach dem Mast griff, um sich festzuhalten.

Er konnte nicht unbedingt behaupten, daß ihm Klaus Yenom dadurch sympathischer wurde ...

4 Wenn Blicke töten könnten ...

Der *Goldene Anker* erwies sich als ein Nobelrestaurant allererster Klasse. Am anderen Ende des Hafens und direkt am Wasser gelegen, hatten die Gäste durch seine großen Panoramasscheiben einen prächtigen Ausblick auf das Hafenbecken.

Am Schluß waren Bergers beinahe froh gewesen, Yenoms Einladung annehmen zu können. Notgedrungen hatten sie damit begonnen, die Kajüte aufzuräumen, und wenn man alles bedachte, hatte es sogar ganz gut geklappt – noch ein halber Tag Arbeit, und der Raum war halbwegs bewohnbar. Andy fragte sich allerdings insgeheim, wozu sie all die Mühe auf sich genommen hatten – sein Vater hatte nämlich die ganze Zeit über keinen Zweifel daran gelassen, daß sie noch am gleichen Tag zurückfahren würden.

Etwas in Andy sträubte sich gegen diesen Gedanken. Da gab es ein Geheimnis auf dem Schiff, das er nicht in Worte fassen konnte, aber sehr deutlich spürte. Je mehr er darüber nachdachte, desto sicherer wurde er, mehr als einen bloßen Schatten im Laderaum gesehen zu haben.

Und da waren dieses Lachen und vor allem die sonderbaren Worte, die er ganz gegen seinen Willen ausgesprochen hatte ...

Er war jetzt sicher, daß es mit diesem Schiff irgendeine besondere Bewandnis hatte! Andy lehnte sich zurück und fuhr mit der Hand über die Jacke. Etwas in seiner Tasche knisterte. Er runzelte die Stirn, griff hinein und förderte das Blatt Pergament zutage, das er im Schiff eingesteckt hatte. „Sonderbar“, dachte er, „daß es mir gerade jetzt in die Hand fällt.“

„Da kommt unser Wohltäter“, sagte Tim in diesem Moment. Andy schrak hoch, riß seinen Blick von dem Pergament los und sah zur Tür. Yenom – jetzt nicht mehr in Jeans und Karohemd, sondern in einer schneeweißen Hose und einer blauen Admiralsjacke, zu der er ein passendes Käppi trug – steuerte zielsicher auf sie zu, das gleiche falsche Lächeln wie am Morgen auf den Lippen.

„Wie schön, daß Sie gekommen sind“, sagte er. Es klang beinahe echt. „Haben Sie schon gewählt?“

„Noch nicht“, antwortete Vater, „wir...“ Eine von Klaus Yenoms schlechten Eigenarten war zweifellos, seine

Gesprächspartner nie aussprechen zu lassen, denn er hörte gar nicht hin, sondern winkte einen Kellner herbei und rasselte eine lange Bestellung auf Französisch herunter, von der Andy nicht die Bohne verstand, die sich aber sehr teuer anhörte. Erst dann wandte Yenom sich wieder an Bergers. „Ich habe mir die Freiheit erlaubt, für uns alle zu bestellen“, erklärte er. „Die Speisekarten in diesen Restaurants sind manchmal völlig unverständlich.“ Das „für Leute wie Sie“ sprach er nicht aus, aber man spürte es ganz deutlich. Mutters Gesichtsausdruck wurde noch ein wenig eisiger, und auch Vaters Haltung versteifte sich. Aber er sagte kein Wort. Noch nicht. Andy fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis er explodierte.

Im Moment geschah es noch nicht, aber Yenoms Arroganz hatte die ohnehin eisige Atmosphäre noch mehr abkühlen lassen. Kaum einer von ihnen sprach ein Wort, bis die Kellner kamen und das Essen auftrugen. Und auch während der Mahlzeit beschränkte sich ihre Unterhaltung auf belangloses Plaudern. Dabei spürten wohl alle, daß Yenom auf etwas ganz Bestimmtes hinauswollte.

Wie üblich war Andy als erster mit dem Essen fertig, aber er erinnerte sich sehr gut der Mahnung seines Vaters,

sich ausnahmsweise einmal anständig zu benehmen und verkniff sich die Frage, ob er aufstehen und hinausgehen dürfe. Aus Langeweile nahm er das Pergament wieder aus der Tasche, faltete es auf dem Schoß auseinander und versuchte, das schwarze Gekrakel darauf zu entziffern.

Im ersten Moment erkannte er wirklich nichts als scheinbar sinnlose Striche und Linien. Und dann geschah etwas sehr Sonderbares: Es war, als ginge ein unmerklicher Ruck durch das Papier, ein leichtes Zucken, und plötzlich konnte er lesen, was da geschrieben stand: Fremder, der du dieses Schif betritst, um Schätze zu suchen, las alle Hoffnung fahren! Wisse, das die Geister der Tohten sie bewachen. Nur, wem das Geheimnis löst, der wird den Schatz am ende erlangen!

Der schräkliche Käpt'n Kitt!

Darunter war ein Totenkopf gezeichnet.

Und darunter wiederum zwei gekreuzte – Kochlöffel.

Andy blinzelte. Unter den Totenkopf einer Piratenflagge – denn um nichts anderes handelte es sich bei dem Symbol – gehörten zwei gekreuzte Knochen. Aber das, was der *schräkliche Käpt'n Kitt* hier aufgezeichnet hatte, das waren eindeutig *Kochlöffel!*

Fast eine Minute lang starrte Andy mit offenem Mund auf das Papier, das auf seinem Schoß lag. Er war absolut sicher, daß diese Worte noch nicht auf dem Blatt standen, als er es eingesteckt hatte!

Ein unsanfter Tritt gegen sein Schienbein riß ihn in die Wirklichkeit zurück. Er fuhr zusammen, drehte das Blatt ganz instinktiv herum und sah auf.

„Was hast du?“ flüsterte Tim neben ihm. „Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.“

Statt einer Antwort riß sich Andy zusammen, um das unschuldigste Gesicht der Welt aufzusetzen, beugte sich vor, als greife er nach der Sahne, und reichte seinem Bruder unter dem Tisch das geheimnisvolle Stück Pergament. Tim blinzelte verwirrt, drehte das Blatt ein paarmal auf dem Schoß hin und her – und erstarrte. Sein Unterkiefer klappte herunter. Zweifellos: Auch er hatte die Geisterschrift entdeckt.

„Verdammt, benimm dich nicht so auffällig!“ zischte Andy – allerdings so laut, daß sowohl sein Vater als auch Klaus Yenom ihm verwunderte Blicke zuwarfen. Andy grinste verlegen und beugte sich so tief über seine Dessertschüssel, daß er mit der Nase in den Pudding stieß.

„Sie sind also die neuen Besitzer der Witchcraft“, sagte Yenom im Plauderton.

Vater nickte und schwieg. Er sah immer noch Andy an. Dabei wirkte er verwirrt.

„Sie haben das Schiff gekauft?“ erkundigte sich Yenom.

„Geerbt“, antwortete Vater. „Warum interessiert Sie das?“

„Oh, nur so“, antwortete Yenom, allerdings ein ganz kleines bißchen zu hastig, um wirklich überzeugend zu klingen. „Ich interessiere mich für alte Schiffe, müssen Sie wissen. Hab' mich schon die ganze Zeit über gefragt, wem der Kahn wohl gehören mag.“ Er lachte gekünstelt, verschränkte die Arme vor der Brust und blickte scheinbar gelangweilt aus dem Fenster. Tim versetzte Andy unter dem Tisch einen weiteren Tritt vor das Schienbein und wollte etwas sagen. Andy bedeutete ihm mit einer hastigen Handbewegung, die Klappe zu halten. „Später“, wisperte er.

Yenom blickte ihn unsicher an und hob die Augenbrauen. Dann wandte er sich wieder an Herrn Berger. „Sie wollen das Schiff wieder flottmachen?“ fragte er, wie nebenbei.

Andy sah überrascht auf. Yenom war kein sehr guter Schauspieler; der leicht angespannte Ton in seiner Stimme war nicht nur seinem Vater aufgefallen, sondern der ganzen Familie. Selbst Tim hörte auf, in der Nase zu bohren, und blickte den Berufsmillionär neugierig an.

„Warum fragen Sie?“ erkundigte sich Vater in einem Ton, der nicht gerade freundlich klang.

Nun schien Yenom zu merken, daß er etwas falsch gemacht hatte. Er grinste, breitete die Hände in einer verzeihenden Geste aus und deutete mit einer Kopfbewegung zum Hafen hinunter. „Ich merke schon, es hat keinen Zweck, Ihnen etwas vorzumachen“, sagte er. „Ich habe mich für die Besitzer der Witchcraft interessiert, weil ich das Schiff gerne kaufen würde. Natürlich für einen guten Preis“, fügte er hastig hinzu.

„Kaufen?“ ächzte Andy. Der Gedanke erschreckte ihn bis ins Innerste, ohne daß er auch nur sagen konnte, warum. Und auch Tim sah alles andere als begeistert aus. Andy sah, wie sein Bruder das Pergament zusammenfaltete und in die Tasche schob.

Yenom starrte Andy feindselig an. Offensichtlich hatte er den entsetzten Ton in dessen Stimme völlig falsch

gedeutet. „Ich sammle Schiffe, junger Mann“, erklärte er hochnäsiger. „Manche sammeln Briefmarken, andere eben Schiffe.“

Das saß. Andys Schrecken schlug in pure Wut um, und sein Vater sog so tief und hörbar die Luft ein, daß sich Yenom erneut in ein verlegenes Lächeln flüchtete. „Das war nicht so gemeint“, sagte er. „Entschuldigen Sie – und du auch, Junge. Aber ich hab' schon die Wahrheit gesagt – ich sammle wirklich Schiffe. Die Witchcraft wäre ein Prachtstück für meine Sammlung, ich will Ihnen da gar nichts vormachen.“

„Das Schiff ist ein Wrack“, sagte Vater ruhig.

„Ich weiß“, gab Yenom zurück. „Ich würde sie restaurieren. Das wird mich ein Vermögen kosten, aber glauben Sie mir, es lohnt sich – für einen Sammler.“

„Der es sich leisten kann“, fügte Vater beleidigt hinzu. Yenom lächelte.

„Aber Sie haben recht“, fuhr Vater fort. „Möglicherweise steckt in diesem Wrack noch ein guter Kern, doch unsere Mittel reichen kaum aus, es zu restaurieren.“

„Stimmt“, bestätigte Yenom gelassen. Der Kellner kam,

stellte ein Weinglas vor ihm auf den Tisch und schenkte ein winziges Schlückchen ein. Yenom kostete, nickte und deutete mit einer Kopfbewegung auf das Glas. „Also, was sagen Sie? Ich gebe Ihnen dreimal mehr, als der vergammelte alte Kahn wert ist.“

Andy war nicht einmal besonders überrascht, daß der Kellner in diesem Moment stolperte und der Wein, der eigentlich in Yenoms Glas gehörte, gluckerd in dessen Kragen floß.

Yenom schrie auf, sprang so hastig hoch, daß er seinen Stuhl umwarf, und begann den bedauernswerten Ober mit einer wahren Kanonade von Schimpfwörtern und Flüchen zu belegen. Dieser entschuldigte sich tausendmal und versuchte, Yenoms Hemd mit einer Serviette trockenzureiben, was die Wut des Schiffsammlers und Millionärs aber eher noch steigerte. Schließlich tat der Kellner das einzig Vernünftige – er zog sich fluchtartig zurück.

Yenom richtete seinen Stuhl auf und setzte sich wieder. Sein Gesicht war schneeweiß vor Wut – und es verlor noch mehr an Farbe, als er das schadenfrohe Glitzern in den Augen seines Gegenübers sah. Mühsam zwang er sich

zu einem Lächeln.

„Na, dann sind wir ja quitt, nicht wahr?“ sagte er gequält.

„Ja, so sieht es aus“, antwortete Vater fröhlich. „Und was Ihr Angebot betrifft...“

„... überlegen wir es uns bis morgen früh“, fiel ihm Andy hastig ins Wort. „Oder besser bis morgen abend“, fügte Tim hinzu.

Ihr Vater runzelte die Stirn und bedachte seine Söhne mit einem Blick, in dem sich Ärger mit Verwirrung mischten. Aber zu ihrer beider Verwunderung blieb der erwartete Anpuff aus. Nach einer Weile nickte er sogar.

„Die Jungen haben recht, Herr Yenom“, sagte er. „Man sollte ein Geschäft dieser Größenordnung überschlafen, finden Sie nicht auch? Vielleicht sehen wir uns morgen hier um die gleiche Zeit – ich lade Sie zu einem Bier ein.“

Yenom nickte. Sein Gesicht war wie aus Stein. „Wenn Blicke töten könnten“, dachte Andy, „hätte es ein wahres Gemetzel gegeben.“

5 Vergebliche Schatzsuche

„Eine Geheimbotschaft, so? Eine Warnung aus dem Geisterreich, wie?“ Zwischen Vaters Augenbrauen entstand die gefürchtete steile Falte, während er dies sagte. Gleichzeitig drehte er das Pergament mit der Warnung Käpt'n Kitts zum wahrscheinlich hundertsten Mal in den Händen. „Aber hier steht nichts.“

Andy unterdrückte ein Seufzen. Sie waren wieder auf dem Schiff, und Tim und er hatten sich schweren Herzens entschlossen, den Eltern von ihrer Entdeckung zu erzählen – und von allem anderen. Aber natürlich glaubten sie ihnen kein Wort.

Sein Vater hatte nur zu recht – auf dem Blatt stand wirklich nichts. Nichts außer dem unleserlichen Gekrakel, das von Anfang an darauf gewesen war. Die hingekritzelten Zeilen mit dem darunter gemalten Totenkopf waren auf ebenso unheimliche Weise wieder verschwunden, wie sie entstanden waren.

„Aber es war da“, sagte Andy – übrigens auch zum wahrscheinlich hundertsten Mal, „bitte glaub mir – ich

lüge nicht. Tim hat es ja auch gesehen.”

„Stimmt”, sagte sein Bruder. Vater runzelte die Stirn und tauschte einen vielsagenden Blick mit Mutter.

„Und ich hab' auch etwas gesehen, unten im Lagerraum.”, fuhr Andy aufgeregt fort. „Ich bin ganz sicher. Das *kann* kein Zufall mehr sein – überleg doch mal: Du bist ins Wasser gefallen, als du nach dem Schiff getreten hast, fast wäre dir die Lampe auf den Kopf geknallt, und ...”

„... und dieser Angeber hat eine Weindusche bekommen, als er die Witchcraft beleidigte”, fügte sein Bruder hinzu.

Vater seufzte, hielt das Pergament abermals unters Licht und legte es schließlich mit einem Achselzucken aus der Hand. „Geister, Humbug”, sagte er. „Es gibt keine Geister.”

Andy hob fast verzweifelt die Hände. „Aber...”

„Genug, hab' ich gesagt”, unterbrach ihn Vater. „Die einzige Stelle, an der es hier spukt, sind eure Köpfe, Freunde.”

„Papa, überleg doch mal!” sagte Andy eindringlich. „Welchen Grund sollte dieser Yenom wohl sonst haben,

das Schiff zu kaufen! Ich bin sicher, er weiß von dem Schatz.“

Zu Andys Überraschung war es diesmal seine Mutter, die ihm beisprang. „Vielleicht haben die Jungen sogar recht“, sagte sie und fügte mit einem raschen Lächeln hinzu: „Nicht mit dem Gespenst, natürlich. Aber dieser Angeber ist mir ein bißchen zu scharf darauf, das Schiff zu kaufen. Oder glaubst du etwa den Unsinn, daß er Schiffe sammelt?“

„Natürlich nicht“, antwortete Vater. „Deshalb hab' ich ja auch nicht gleich eingeschlagen – obwohl ich Prügel verdiene, wenn ich sein Angebot ablehne.“ Er nickte, um seine Worte zu bekräftigen. „Nein – in einem Punkt gebe ich euch recht: Irgend etwas ist auf diesem Schiff, das verdammt viel mehr wert sein muß als das, was er uns bieten wird. Der Mann ist vielleicht ein Angeber, aber bestimmt kein Dummkopf. Aber ich auch nicht.“ Er grinste. „Und ich bin ziemlich sicher, daß wir es herauskriegen. Schließlich haben wir einen ganzen Tag Zeit.“

Doch die anschließende Schatzsuche wurde ein Schlag

ins Wasser. Familie Berger verbrachte den Rest des Tages damit, die *Witchcraft* von einem Ende zum anderen und wieder zurück zu untersuchen, ohne mehr als Staub und Gerümpel zutage zu fördern. Als es dunkel wurde, ging Vater in den kleinen Laden am anderen Ende des Hafens und erstand eine Propangasflasche für den Herd und eine Anzahl Campingleuchten, und sie setzten ihre Suche bis tief in die Nacht hinein fort. Aber sie fanden nichts.

Vater wurde immer schweigsamer und die Blicke, die er seinen beiden Söhnen zuwarf, immer feindseliger. Aber das erwartete Donnerwetter blieb aus; er wirkte einfach nur müde und ein kleines bißchen enttäuscht, als sie sich – es war beinahe Mitternacht – in der Kajüte versammelten, um das verspätete Abendessen einzunehmen, das Mutter auf dem Propangasherd zubereitet hatte.

Es schmeckte großartig. Trotzdem war Andy nicht der einzige, der mehr in seinem Essen herumstocherte, als er aß – die Suche war anstrengend gewesen. Und der Gedanke, dieses Schiff vielleicht schon morgen an einen hochnäsigen Angeber zu verlieren, nur weil er zufällig ein bißchen mehr Geld hatte als sie, verdarb ihm zusätzlich den Appetit.

„Schmeckt's dir nicht?“ fragte Mutter schließlich, der auch aufgefallen war, daß Andy nicht mit dem gewohnten Appetit zulange.

„Doch“, versicherte Andy hastig. „Es schmeckt ausgezeichnet. Ich bin nur müde, das ist alles.“ Und dann hörte er sich selbst hinzufügen: „Aber es fehlt Thymian. Und vielleicht ein paar Blättchen Salbei.“

Mutter starrte ihn mit großen Augen an, und Andy beugte sich hastig tiefer über seinen Teller und verstopfte sich den Mund mit gebratenem Fisch. Vorsichtshalber, bevor er noch mehr aussprechen konnte, was er gar nicht sagen wollte. Geschweige denn, daß er gewußt hätte, *warum* er das gesagt hatte. Er verstand nichts vom Kochen, absolut gar nichts. Aber zu seinem Glück war Mutter so beleidigt, daß sie während des gesamten Essens kein Wort mehr mit ihm sprach.

6 Das Gespenst taucht auf

Andy und sein Bruder verbrachten die Nacht an Deck. Die Kajüte war viel zu klein, um zu viert darin schlafen zu können, und keiner von ihnen hatte noch Lust gehabt, zurück in die Stadt zu fahren und ein Hotel zu suchen. So hatte Vater schließlich vorgeschlagen: „Es wäre doch das einfachste, wenn ich und Mutter auf dem schmalen Bett in der Kapitänskajüte schliefen und ihr, Andy und Tim, das mitgebrachte Zelt auf dem Deck der Witchcraft aufbaut“ – ein Vorschlag, den die beiden natürlich voller Begeisterung angenommen hatten. Trotzdem fiel es Andy schwer, einzuschlafen. Zu viel war geschehen, das ihm durch den Kopf ging, und außerdem hatte er die Niederlage, daß weder Vater noch Mutter ihm geglaubt hatten, noch nicht verwunden. Verdammt, er *wußte* einfach, daß auf diesem Schiff etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Weder war das Interesse dieses sogenannten Millionärs wirklich so harmlos, noch war das „angebliche Gespenst“ – um seinen Vater zu zitieren – so ganz und gar seiner Phantasie entsprungen. Aber was nutzte ihm das Wissen, wenn er es nicht auch *beweisen*

konnte? Es war einfach zum Verzweifeln!

Er mußte wohl trotz seiner Erregung eingeschlafen sein, denn das nächste, was er wahrnahm, war ein derber Rippenstoß, mit dem ihn sein Bruder aus dem Schlaf riß. Ärgerlich fuhr er hoch, um Tim kräftig die Meinung zu sagen. Da fielen ihm die wilden Grimassen und Verrenkungen auf, die sein Bruder vollführte. Tims Hand deutete dabei immer wieder zum Zeltausgang. Andy sah unwillkürlich hin – und erstarrte vor Schreck.

Das Deck der *Witchcraft* von einem unheimlichen, blau und grün flackernden Licht erhellt. Etwas wie Nebel – aber doch auch wieder nicht – glitt in trägen Schwaden über das Deck, und aus der offenstehenden Ladeluke drang ein flackernder, beinahe weißer Lichtschein.

„Was ... was ist denn das?“ flüsterte Andy erschrocken.

„Ich weiß nicht“, gab sein Bruder ebenso leise zurück.

„Aber es ist unheimlich!“

Andy nickte. Auch er fühlte sich nicht besonders wohl in seiner Haut. Er hatte keine Ahnung, worum es sich bei dem sonderbaren Leuchten handelte, aber es machte ihm fast Angst. Trotzdem wickelte er sich umständlich aus seinem Schlafsack, erhob sich auf Hände und Knie und

kroch mit klopfendem Herzen zum Zeltausgang.

Eine Sekunde später wünschte er sich, er hätte es nicht getan.

Das Deck war nicht mehr leer. Zum Bug hin wurde das unheimliche grünblaue Leuchten stärker, und vor dem Mast, noch nicht einmal zwei Meter von ihrem Zelt entfernt, stand eine gespenstisch anzusehende Gestalt.

Andys Herz schien mit einem einzigen Satz bis in den Hals hinaufzuhüpfen und dort schmerzhaft und zehnmal schneller weiterzuhämmern.

Die Gestalt war nicht einmal besonders groß – ohne den sonderbaren, breitkrempigen Hut, den sie trug, wäre sie wahrscheinlich kleiner gewesen als er – und höchst merkwürdig gekleidet: Die schwarzen Fetzen entpuppten sich erst bei genauerem Hinsehen als eine Art Kapitänsuniform, wie sie Piraten in alten Spielfilmen tragen. An der rechten Seite der Gestalt baumelte ein ellenlanger Degen, und das Gesicht verbarg sich fast vollkommen hinter einem rotweiß getupften Tuch, das bis unter die Augen hochgezogen war.

Aber es war nicht einmal die eigenartige Aufmachung des Fremden, die Andy einen Moment lang ernsthaft an

seinem Verstand zweifeln ließ – es war vielmehr der Umstand, daß das, was er sah, kein Mensch war.

Sonst hätte er nämlich auf keinen Fall den Mast sehen können, der durch den geheimnisvollen Körper hindurchschimmerte...

„Käpt'n Kitt!“

Andy hätte um ein Haar aufgeschrien, als er die Stimme seines Bruders neben sich hörte. Er hatte nicht einmal gemerkt, daß Tim ebenfalls aufgestanden und neben ihn gekrochen war.

Verdutzt blickte er seinen Bruder an, dann wieder die durchsichtige Gestalt, dann wieder Tim. „Was ... was hast du gesagt?“ stotterte er.

„Käpt'n Kitt!“ wiederholte Tim, der schreckensbleich geworden war, die gespenstische Erscheinung aber unverwandt anstarrte. „Das ... das muß Käpt'n Kitt sein!“

Die Gestalt vor dem Mast drehte langsam den Kopf. Der Blick ihrer schmalen dunklen Augen heftete sich auf die beiden Jungen. Gleichzeitig senkte sich ihre rechte Hand auf den Degengriff an ihrem Gürtel. Andy zog unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern, als die Erscheinung zu sprechen begann:

„Ganz recht, sterblicher Wurm!“ dröhnte die Gestalt mit hohler, unheimlicher Geisterstimme. „Ich bin es, der schreckliche Käpt'n Kitt, die Geißel der Meere! Wer seid ihr, daß ihr es wagt, den Fuß auf mein Schiff zu setzen?“

„Ihr ... Schiff?“ stotterte Andy. Sein Mund war ganz trocken vor Aufregung. Aber seltsam – er hatte jetzt nicht halb so viel Angst wie im ersten Moment. Irgendwie spürte er, daß Käpt'n Kitt ihnen nichts Böses wollte.

Wenigstens hoffte er es ...

„Ganz recht, mein Schiff!“ donnerte Kitt. Er kam ein paar Schritte näher – Andy sah, daß seine Füße die Decksplanken nicht berührten, sondern einen Zentimeter darüber in der Luft zu schweben schienen. „Ich frage euch noch einmal – wer seid ihr, sterbliches Gesindel?“

„Wir ... die Witchcraft gehört uns“, stotterte Tim. „Genauer gesagt, unseren Eltern. Sie ... sie haben sie geerbt.“

„Ha!“ machte Kitt. „Euch, daß ich nicht lache. Dieses brave Schiff hat mir schon gedient, als es gegen die Franzosen ging. Ha, haben wir Beute gemacht!“ Er schnaubte, zog plötzlich seinen schartigen Degen aus der

Scheide und fuchtelte damit vor Andys und Tims Nasen herum.

„Ihr lügt!“ behauptete er. „Ihr seid gekommen, um mich meiner Schätze zu berauben. Aber ihr werdet euch blutige Köpfe holen, Diebsgesindel!“

„Hehe!“ rief Andy. „Wir sind keine Diebe! Unsere Eltern haben das Schiff rechtmäßig geerbt, und ...“

„Aber sie werden es nicht mehr lange besitzen“, kicherte Kitt.

Andy starrte das Gespenst verdattert an. „Sie wissen davon?“

„Natürlich!“ donnerte Kitt, wobei er wieder mit seinem Degen vor Andys Nase herumstocherte. „Ich weiß alles! Wer, glaubt ihr wohl, hat diesen Hundsfott bestraft, der mein prachtvolles Schiff beleidigte?“

„Sie meinen Yenom?“ fragte Andy vorsichtig. Kitt nickte. „Den auch. Ha, dem werd' ich einheizen, wenn er das Schiff erst hat. Er ist genau wie ihr. Er sucht nur schnöden Reichtum.“

Es dauerte einen Moment, bis Andy wirklich begriff. „Dann ... dann stimmt es also doch?“ stammelte er. „Es

gibt einen Schatz hier an Bord?“

„Glaubst du, ich lüge, du Wurm?“ schrie Kitt. „Ich, der schreckliche Käpt'n Kitt, und lügen? Hund, für diese Beleidigungen haben schon Hunderte mit dem Leben bezahlt!“

„Ich wollte Sie nicht beleidigen!“ sagte Andy hastig. Kitt antwortete nicht, und so nahm der Junge all seinen Mut zusammen, kroch aus dem Zelt und richtete sich vorsichtig auf, dicht gefolgt von seinem Bruder. Kitt wich ein kleines Stück vor ihnen zurück und betrachtete sie mißtrauisch. Jetzt, als sie sich gegenüberstanden, fand Andy, sah Kitt gar nicht mehr so gefährlich aus. Sicher – es war schon ein unheimlicher Anblick, den Mast und die Decksaufbauten durch seinen Körper hindurchschimmern zu sehen, aber *gefährlich* wirkte er nicht. Eher schon ein bißchen traurig.

„Dann gibt es also wirklich einen Schatz auf diesem Schiff?“ sagte Andy noch einmal.

„Ihr habt doch meine Botschaft bekommen, he?“ sagte Kitt patzig. „Oder könnt ihr nicht lesen?“

„Doch, aber Sie nicht besonders gut schreiben“, antwortete Tim. Kitt fauchte und fuchtelte drohend mit seinem Degen, und Andy trat mit einem hastigen Schritt

zwischen ihn und seinen Bruder.

„Das war nicht so gemeint“, sagte er hastig. „Aber wir brauchen diesen Schatz. Wenn wir ihn nicht finden, dann wird Yenom das Schiff bekommen. Und wer weiß, was der damit macht“, fügte er hinzu.

Kitt nickte. „Ich weiß“, sagte er traurig. „Aber ich kann euch nicht helfen. Ich darf es nicht.“

„Aber es gibt diesen Schatz?“ vergewisserte sich Andy noch einmal. „Ich meine, wir ... wir haben das Schiff von einem Ende bis zum anderen untersucht und nichts gefunden, und ...“

„Ihr seid dumm“, unterbrach ihn Kitt. „Wie alle Sterblichen seht ihr das Offensichtliche nicht, und wenn man euch mit der Nase daraufstößt.“

„Dann sagen Sie es uns!“ drängte Tim. „Bitte, Käpt'n Kitt! Wir schwören auch, daß wir niemandem von Ihnen erzählen. Aber wir brauchen den Schatz, sonst verlieren wir alles!“

„Ich kann euch nicht helfen“, sagte Kitt ärgerlich. „Ich darf es nicht. Nur wer mein Geheimnis löst, dem darf ich dienen.“ Er zog die Nase hoch. „Guck nicht so, Wurm! Ich hab' die Gesetze nicht gemacht.“

„Gesetze?“ murmelte Andy verstört.

Kitt maß ihn mit einem eindeutig mitleidigen Blick. „Gesetze!“ äffte er ihn nach. „Natürlich Gesetze! Glaubt ihr, wir Gespenster hätten keine Regeln, nach denen wir uns zu richten haben? Und eine davon lautet, daß wir keinem Sterblichen helfen dürfen – es sei denn, er kennt unser Geheimnis. Dann *müssen* wir ihm sogar gehorchen. Aber mehr darf ich euch nicht sagen.“ Er seufzte. „Und jetzt muß ich gehen. Ich hätte eigentlich gar nicht kommen dürfen.“

„He, warten Sie doch!“ rief Andy. „So warten Sie doch noch einen...“

Aber er sprach nur noch mit dem Mast. Käpt'n Kitt war verschwunden. So spurlos, als hätte es ihn niemals gegeben.

7 „Wir müssen verkaufen!“

Natürlich war in dieser Nacht nicht mehr an Schlaf zu denken. Andy und Tim redeten länger als eine Stunde über ihr unheimliches Erlebnis, bis sich die Kajütentür quietschend öffnete und ein reichlich verschlafener Vater zu ihnen heraussah und drohend verkündete: „Ich verschaffe euch gleich eine Beschäftigung, die eure Langeweile dämpft, wenn jetzt nicht sofort Ruhe herrscht! Ihr könntet das Deck schrubben, und zwar mit einer Zahnbürste!“

Daraufhin verstummten Andy und Tim sofort – aber nur für einen Moment, um gleich darauf weiterzureden, wenn auch deutlich leiser. Die beiden waren aufgeregt wie niemals zuvor in ihrem Leben. Nein, sie waren jetzt nicht nur sicher, sie *wußten*, daß es diesen Schatz gab, von dem in der Nachricht die Rede gewesen war, und sie würden ihn finden, gleich am nächsten Morgen! Und wenn sie das Schiff Planke für Planke auseinandernehmen mußten!

Die Zeit bis zum Sonnenaufgang verstrich in quälender Langsamkeit. Andy und Tim waren bereits auf und fertig angezogen, als sich der erste graue Schimmer am Horizont

zeigte. Als ihre Eltern zwei Stunden später aufstanden, hatten sie den vorderen Laderaum und die Bilge des Schiffes bereits so gründlich untersucht, wie es nur ging – allerdings mit dem gleichen Ergebnis wie am Tag zuvor: mit keinem.

„Es ist zum Mäusemelken!“ dachte Andy. Es gab buchstäblich keinen Quadratzentimeter auf dem Schiff, den sie nicht untersucht hätten, keine lose Planke, unter die sie nicht geschaut, keinen Hohlraum, in den sie nicht hineingegriffen hätten. Aber da war nichts. Nichts außer jeder Menge Gerümpel und alter Möbel, für dessen Abtransport sie wohl eine ganze Lastwagenkolonne bestellen mußten.

„Das hat keinen Sinn“, sagte Andy, als sie sich nach dem Frühstück erneut auf die Suche machten. „Ohne Käpt'n Kitts Hilfe kommen wir nicht weiter.“

„Aber der pfeift uns was“, murmelte Tim trübsinnig. Sie waren wieder im vorderen Laderaum. Er saß rittlings auf einem Möbelstapel, den sie von einem Ende des Raumes zum anderen geräumt hatten, um nachzuschauen, ob sich irgendwo vielleicht eine Kiste mit Gold oder ein Hohlraum befand. Tim spielte gedankenverloren mit einer

kleinen Blumenvase, die so schmutzverkrustet war, daß man ihr Muster nur noch erahnen konnte. „Wenn wir sein Geheimnis nicht lösen ...“

„Was für ein Geheimnis?“ maulte Andy. „Wir wissen ja noch nicht einmal, was er genau damit meint!“

„Wie wär's“, erscholl in diesem Moment eine Stimme über ihnen, „wenn ihr statt dessen das Geheimnis löst, was wir zum Mittagessen bekommen?“ Vaters Gesicht erschien in der offenstehenden Ladeluke, als Andy auf sah. „Eine Viertelstunde von hier ist ein Laden“, fuhr er fort, wobei er bereits mit einem Zettel wedelte. „Warum flitzt ihr beiden Schatzsucher nicht hin und holt uns ein paar Kleinigkeiten?“

Die „paar Kleinigkeiten“, von denen Vater gesprochen hatte, entpuppten sich als vier vollgestopfte Papiertaschen, unter deren Last die beiden Jungen eine Dreiviertelstunde später aus dem Laden wankten. Andy blickte vorsichtig nach rechts und links, ehe sie die Straße überquerten, machte einen Schritt – und blieb so plötzlich stehen, daß sein Bruder Tim glatt in ihn hineinrannte.

„Verdammt, was ist –“, begann Tim und brach aber sofort ab, als er den warnenden Blick seines Bruders

bemerkte. „Was hast du?“ fragte er.

Andy deutete mit einer Kopfbewegung auf die andere Straßenseite. Der Bürgersteig, der an dieser Stelle unmittelbar ans Wasser heranreichte, wurde dort von einem niedrigen Holzgeländer begrenzt, auf das sich zwei Männer gestützt hatten.

„Das ist doch dieser Angeber Yenom“, sagte er. Tim nickte. „Und?“

„Und der andere ist der Hafenmeister“, sagte Andy. „Erinnerst du dich – er hat uns gestern zum Schiff geführt.“

„Na und?“ fragte Tim stirnrunzelnd.

„Nichts, und“, murmelte Andy. „Ich möchte nur wissen, was die beiden so Geheimnisvolles zu bereden haben. Was meinst du – starten wir einen kleinen Lauschangriff?“

Tim überlegte einen Moment. Tatsächlich war genau zu erkennen, daß die beiden Männer in ein intensives Gespräch vertieft waren – obwohl sie sich alle Mühe gaben, so zu tun, als ständen sie nur rein zufällig nebeneinander.

„Okay“, sagte Tim schließlich. „Aber vorsichtig. Sonst gibt's Ärger mit Vater.“

Die beiden huschten über die Straße und gingen hinter einem Wagen in Deckung, der in Hörweite der beiden geparkt war.

Und es war ein Volltreffer, wie schon die ersten Worte des Hafenmeisters bewiesen, die sie verstanden: „... kann ich nicht machen, Herr Yenom. Wenn das rauskommt, bin ich meinen Job los.“

„Papperlapapp!“ sagte Yenom ärgerlich. „Keiner wird was merken. Außerdem stecken Sie schon viel zu tief in der Sache drin, um jetzt noch einen Rückzieher machen zu können!“

„Das ist es ja eben!“ antwortete der Hafenmeister. Seine Stimme klang nicht sehr begeistert, fand Andy. „Ich hätte mich nie mit Ihnen einlassen dürfen!“

„Haben Sie aber, guter Mann“, antwortete Yenom. „Ich glaube nicht, daß es Ihren Vorgesetzten gefällt, wenn die Bergers herausfinden, daß Sie das Geld unterschlagen haben, das der Alte Ihnen geschickt hat, um die Witchcraft instand zu halten.“

Tim machte große Augen und wollte etwas sagen, aber Andy winkte hastig ab. „Nicht!“ zischte er. „Ich glaub', das Interessanteste kommt noch!“ Gebannt lauschten sie

weiter.

„Es ist doch ganz einfach“, sagte Yenom in diesem Moment. „Gar kein Risiko. Sie warten, bis Berger den Kaufvertrag unterschrieben hat, dann gehen Sie zu ihm, entschuldigen sich für den Irrtum und geben ihm sein Geld zurück – zusammen mit einer kleinen Entschädigung. Und Ihre Provision ist auch nicht zu verachten, oder?“ Yenom und der Hafenmeister redeten noch weiter, aber die beiden Jungen hatten genug gehört. Ohne daß die Männer es auch nur merkten, nahmen sie ihre Tüten auf und huschten davon.

Ihr Triumph war allerdings nur von kurzer Dauer. Zurück auf der *Witchcraft*, hatten sie natürlich nichts Eiligeres zu tun, als hervorzusprudeln, was sie erlauscht hatten.

Andy war nicht ganz sicher, ob Vater ihm glaubte – immerhin würde sein und Tims Wort gegen das zweier Erwachsener stehen. Aber Vater wurde immer schweigsamer, und als Andy schließlich mit seinem Bericht zu Ende war, sagte er eine geschlagene Minute lang gar nichts, sondern starrte nur an ihm vorbei zur Decke.

„Was ... ist?“ fragte Andy schließlich, als er das

Schweigen einfach nicht mehr aushielt. „Wir sagen die Wahrheit. Genau das war es, was wir gehört haben.“

„Wort für Wort“, bestätigte Tim.

Vater sah die beiden abwechselnd an, mit einer sonderbaren Mischung aus Zorn und Resignation. Dann seufzte er. So tief, daß Andy schon ahnte, wie die Antwort ausfallen würde. Herr Berger tauschte einen langen, irgendwie traurigen Blick mit seiner Frau, ehe er antwortete: „Wer sagt denn, daß ich euch nicht glaube, hm?“

„Aber dann ist doch alles klar!“ sagte Andy. „Wir verkaufen das Schiff nicht, sondern ...“ Er brach ab. Der Blick seines Vaters war noch trauriger geworden.

„Kommt mal her, ihr beiden“, sagte er. Tim und Andy gehorchten, wenn auch zögernd. Vater lächelte, beugte sich ein wenig vor und legte ihnen die Hände auf die Schultern. „Mutter und ich haben über alles gesprochen“, sagte er leise. „Es tut uns leid, aber wir können das Schiff nicht halten.“

„Aber wieso denn nicht?“ protestierte Andy. „Du hast doch alles gehört! Der Hafenmeister muß dir das Geld zurückzahlen, das er unterschlagen hat, und...“

„Und?“ unterbrach ihn Vater traurig. „Das hat doch keinen Zweck, Andreas – sei vernünftig. Selbst wenn wir ihm beweisen könnten, daß er getan hat, was du behauptest, würde das niemals reichen. Dieses Schiff ist ein Wrack. Es herzurichten kostet mehr, als ein neues zu bauen. Wir können es uns einfach nicht leisten.“

„Vielleicht sind die Möbel im vorderen Laderaum etwas wert?“ fragte Mutter vorsichtig.

Vater schnaubte. „Dieses Gerümpel? Nie und nimmer. Nein.“ Er seufzte, schüttelte den Kopf und seufzte noch einmal. „Ich werde Yenoms Angebot annehmen. Heute mittag treffen wir uns im Lokal, und ich schlage ein.“

„Aber ... aber das kannst du doch nicht machen!“ beschwerte sich Tim. In seinen Augen glitzerte es verdächtig. Auch Andy fühlte Tränen aufkommen.

„Und was sollen wir tun?“ fragte Mutter. „Yenom verklagen?“ Sie schüttelte den Kopf. „Das hat kaum Sinn. Der Mann hat Geld und Macht – und Freunde.“

„Aber wir haben recht!“ protestierte Andy.

„Leider ist das nicht immer genug“, seufzte Vater. „So ein Prozeß kann Jahre dauern. Das halten wir nicht durch. Und er weiß das. Es tut mir leid.“

Andy fühlte sich plötzlich hundeeelend. Ohne ein weiteres Wort fuhr er herum und rannte aus der Kajüte.

8 Ein Geheimnis wird gelüftet

Die Zeit verstrich unerbittlich. Eine Stunde, bevor Vater in den *Goldenen Anker* gehen wollte, hatte Andys und Tims Verzweiflung einen Grad erreicht, daß sie beide lauthals hätten losheulen können. Aber eine Lösung gab es nicht.

Und sie würden sie auch nicht finden. „Mutter hatte recht“, dachte Andy betrübt – Recht *haben* allein genügte nicht immer. Und das war vielleicht das Schlimmste.

Die beiden Jungen waren wieder im Laderaum, dem Ort, an dem sie Käpt'n Kitts Schatten zum ersten Mal gesehen hatten. Aber jetzt war nicht einmal die Spur einer Spur von ihm zu sehen. Und selbst wenn ...

„... würde er uns nicht helfen.“

„Was?“ fragte Tim neben ihm. Andy schrak hoch und begriff erst jetzt, daß er den letzten Teil seines Gedankens laut ausgesprochen hatte. Er lächelte wehmütig, rammte die Hände in die Hosentaschen und versetzte einem alten Stuhl einen Tritt, daß er polternd davonflog. Dabei hatte er das sichere Gefühl, die Lösung die ganze Zeit vor Augen gehabt zu haben. Sie war da, in seinem Kopf. Aber jedes-

mal, wenn er danach griff, entschlüpfte sie ihm!

„Ich frage mich, warum Käpt'n Kitt uns nicht hilft“, sagte er. „Verdammt, ihm kann doch nicht daran gelegen sein, daß Yenom das Schiff in die Hände bekommt.“

„Sicher nicht“, bestätigte Tim. „Aber du hast ihn doch selbst gehört – er *darf* uns nicht helfen. Nur wenn wir sein Geheimnis kennen.“ Ein fast verklärter Ausdruck trat in seine Augen. „Und es würde mir solchen Spaß machen, diesem eingebildeten Angeber die Suppe zu versalzen.“

Andy starrte seinen Bruder an. „Was ... was hast du gesagt?“ stotterte er. Seine Augen wurden groß.

„Daß er uns nicht helfen darf, und ...“

„Nein, das andere!“ Andy keuchte aufgeregt. „Du willst ihm die Suppe versalzen!“

„Ja – und?“ sagte Tim verständnislos.

Andy hob die Hand und schlug sich klatschend vor die Stirn. „Ich bin ein Idiot!“ rief er.

Tim nickte. „Das sag' ich die ganze Zeit.“

Aber sein Bruder hörte gar nicht mehr hin. Aufgeregt stieg er ein paar Stufen die Treppe hinauf, überzeugte sich davon, daß niemand an Deck war, und kam mit einem Satz wieder zurückgesprungen. „Kitt!“ rief er laut. „Käpt'n Kitt,

komm hierher!“

Nichts geschah. Tim wollte etwas sagen, aber Andy unterbrach ihn mit einer unwilligen Handbewegung und rief noch einmal: „Käpt'n Kitt, ich befehle dir, zu erscheinen!“

Wieder wartete er einige Augenblicke, und wieder geschah nichts. Schließlich ballte er wütend die Fäuste, stampfte mit dem Fuß auf und schrie aus Leibeskräften: „Käpt'n Kitt, ich, Andreas Berger, dein Herr und Meister, befehle dir zu erscheinen! Ich weiß, daß du da bist!“

Und diesmal wirkte es. Irgendwo im dunklen Teil des Laderaumes polterte etwas, und dann glaubten die beiden Jungen einen Schatten zu sehen.

„Mein Herr und Meister?!“ donnerte eine hohle Geisterstimme. „Welch sterbliche Kreatur wagt es, mir etwas zu befehlen?“ „Ich“, antwortete Andy. „Du?!“ Kitt kam ein bißchen näher. In seiner rechten Hand blitzte der Degen. „Weißt du denn nicht, daß du mit dem Leben dafür bezahlst, wenn du die Geister rufst, du Wurm?!“ „Quatsch mit Soße“, antwortete Andy gelassen.

„Jetzt steck das Käsemesser weg und hör mir zu, Kitt – oder wie immer du heißen magst. Du mußt mir

gehorschen!“

„Ach?“ machte Kitt böse.

„Ach ja“, bestätigte Andy. „Ich kenne nämlich dein Geheimnis, Kitt.“

„Du lügst“, behauptete das Gespenst. Aber ganz überzeugend klang das nicht mehr.

„Thymian.“ Andy grinste. „Salbei. Und Kochlöffel. Vor allem die Kochlöffel.“

Tim starrte seinen Bruder verdattert an, drehte sich halb herum – und schnaufte vor Überraschung. Kein Wunder – es war immerhin das erste Mal, daß er ein Gespenst blaß werden sah.

„Was ... was willst du damit sagen?“ stotterte Kitt. Seine Stimme klang jetzt ganz und gar nicht mehr drohend.

Andy grinste noch breiter. „Das weißt du ganz genau, du Angeber“, sagte er. „Du bist kein Pirat. Du bist nicht einmal ein Kapitän gewesen, sondern allerhöchstens ein Smutje.“

„Das ist nicht wahr!“ sagte Kitt. „Ich bin Käpt'n Kitt, der Schrecken der Meere, und ...“

„Der richtige Käpt'n Kidd“, unterbrach ihn Andy gelassen, „wußte bestimmt, wie man seinen Namen

schreibt. Den hat man nämlich so genannt, weil er so jugendlich aussah, weißt du, und auf englisch heißt Kind nun mal Kid. Dein Name –“, Andy machte eine Pause, „das ist was, womit man Fensterscheiben im Rahmen befestigt.“ „Ach?“ machte Kitt nervös. „Tatsächlich?“ „Tatsächlich“, bestätigte Andy. „Der echte Kidd hätte das gewußt. Aber wahrscheinlich wußte er nicht, daß man gebratenen Fisch mit Thymian und Salbei verfeinert! Dein Fehler, alter Freund. Du hättest dich besser etwas zurückhalten sollen.“

Er trat herausfordernd auf das Gespenst zu und musterte es von oben bis unten. „Du und Pirat?“ fuhr er fort. „Da lachen ja die Hühner! Du bist nichts als ein jämmerlicher Angeber! Aber da ist noch mehr“, fügte er mit einem nun schon triumphierenden Grinsen hinzu. „So?“ murmelte Kitt verstört. „Was denn?“ Andy machte eine weit ausholende Geste. „Dieses Schiff hier, du Aufschneider. Damit willst du gegen die Franzosen gesegelt sein?“ „Und warum nicht?“ fragte Kitt trotzig. „Weil die Witchcraft nicht alt genug ist“, erwiderte Andy. „Das Schiff ist hundert Jahre alt – und keine dreihundert. Also, sag schon – wie kommst du hier an Bord?“

„Ich wohne hier“, antwortete Kitt verstockt. „Jedes Gespenst muß an dem Ort bleiben, an dem es gestorben ist, weißt du das denn nicht?“

„Doch“, erwiderte Andy. „Aber du kannst unmöglich auf der Witchcraft umgekommen sein. Und schon gar nicht in einer Seeschlacht.“ „Bin ich aber“, maulte Kitt. „Na ja, gut, eigentlich wohne ich weniger im Schiff als vielmehr...“, er stockte einen Moment, zog sogar hörbar die Nase hoch und deutete auf eine mächtige Truhe mit eisenbeschlagenem Deckel, „... da drin.“

„Da drin?“ riefen Andy und Tim gleichzeitig. Kitt nickte verlegen. „Na ja, wißt ihr, ich war bei Trafalgar dabei, und ... und als der Kanonendonner losging, da ... da bekam ich es mit der Angst und ...“

„Und hast dich in der Truhe versteckt?“ sagte Andy verblüfft, als Kitt nicht weitersprach.

„Ja“, gestand das Gespenst kleinlaut.

„Und dann ist der Deckel zugefallen, und du bist nicht mehr rausgekommen“, vermutete Andy. „So war das also. Und die Truhe ist erst viel später an Bord der Witchcraft gebracht worden, hab' ich recht?“

Kitt schwieg eine ganze Weile. Und als er weitersprach,

klang seine Stimme überhaupt nicht mehr hohl und geisterhaft – sondern nur noch kleinlaut.

„Aber das ... das wirst du doch niemandem verraten, oder?“ fragte er schüchtern.

„Nö“, antwortete Andy grinsend. Und fügte hinzu: „Nicht, wenn du uns sagst, wo wir den Schatz finden.“

Und Kitt tat es.

9 Auch Plunder kann Gold wert sein!

Es war beinahe eins. Die Tische im *Goldenen Anker* waren bis auf den letzten Platz besetzt, und der Kellner, der gerade gekommen war und sich nach ihren weiteren Wünschen erkundigt hatte, war nicht der erste gewesen.

Yenom hatte ihn einfach ignoriert. Er hatte überhaupt sehr wenig gesagt, seit er vor einer guten Stunde hier aufgetaucht war – aber sein überhebliches Grinsen war einer Miene eisiger Kälte gewichen, je mehr sein Gegenüber redete.

Es war das erste Mal, daß Andy seinen Vater *so* erlebte. Er war ganz ruhig geblieben, aber es war eine Ruhe, von der etwas Erschreckendes ausging – und er war nicht der einzige, der das spürte. Yenom war mehr als nur blaß geworden, als Vater ihm gesagt hatte, daß er von seiner kleinen Verschwörung wußte. „Nur – was nutzt das?“ dachte Andy ungeduldig. Immer wieder ging sein Blick zur Tür. Wo blieb Tim?

„... Sie sehen also, ich bin über alles bestens informiert“, schloß Vater eben. „Ich bin sogar sicher, wir finden noch mehr schmutzige kleine Geschäfte, wenn wir erst einmal

richtig anfangen zu suchen.“ Yenom starrte ihn an. „Und was gedenken Sie jetzt zu unternehmen?“ fragte er.

Vater schnaubte. „Nichts – obwohl ich sie liebend gerne hinter Gitter bringen würde. Aber ich bin Realist. Ich weiß, daß Leute wie Sie fast immer gewinnen, einfach, weil sie mehr Geld und Einfluß haben.“

„Das könnte sogar stimmen“, sagte Yenom kalt. „Und?“

„Ich weiß auch“, fuhr Vater ungerührt fort, „daß es auf der Witchcraft irgend etwas von Wert geben muß – von sehr viel mehr Wert, als Sie dafür zu bezahlen bereit sind. Aber wie gesagt, ich bin Realist. Ich kann es nicht finden, und ich habe nicht genügend Zeit, danach zu suchen. Ich nehme Ihr Angebot an, das Schiff zu kaufen – allerdings“, fügte er hastig hinzu, als Yenom etwas sagen wollte, „für das Doppelte dessen, was Sie mir gestern geboten haben. Plus der Summe, die Ihr Komplize unterschlagen hat.“

„Einverstanden“, sagte Yenom ungerührt.

Vaters Blick verdüsterte sich noch weiter. „Was immer auf diesem Schiff ist, es muß eine Menge wert sein. Ich hoffe, Sie ersticken daran.“

Yenom lächelte, aber es war deutlich zu sehen, wie schwer es ihm fiel. „Na, dann ist ja alles in Ordnung“,

sagte er. „Ich habe mir übrigens gedacht, daß wir uns handelseinig werden, Herr Berger. Ich habe den Vertrag gleich mitgebracht.“ Er öffnete seinen Aktenkoffer aus Krokodilleder, zog ein Blatt Papier hervor und schraubte die Kappe von einem goldenen Füllhalter. „Ich ändere nur noch die Summe, dann können Sie unterschreiben.“ „Nein!“ keuchte Andy. „Vater, nicht! Bitte warte!“

Yenom funkelte Andy zornig an, aber Herr Berger lächelte nur traurig. „Laß gut sein, mein Junge“, sagte er. „Man muß wissen, wenn man verloren hat.“

„Aber das haben wir nicht!“ protestierte Andy. „Wir brauchen nur...“

„Schluß jetzt“, unterbrach ihn Vater. „Kein Wort mehr.“ Er wandte sich an Yenom. „Geben Sie mir den Vertrag.“

Andy hätte vor Verzweiflung am liebsten aufgeschrien. Vater *durfte* einfach nicht unterschreiben, nicht bevor sein Bruder zurück war! Wenn es sein mußte, würde er den Vertrag nehmen und damit abhauen.

Aber diesmal waren der Klabautermann und alle Meergeister auf seiner Seite. Er wurde nicht gezwungen, zum äußersten Mittel zu greifen, denn gerade, als Vater den Federhalter aus Yenoms Hand nahm, wurde die Tür

lautstark aufgestoßen, und ein rotgesichtiger Tim stürmte herein, aus Leibeskräften: „Halt! Nicht unterschreiben!“ brüllend. In seiner Begleitung befand sich ein ällicher glatzköpfiger Mann, der ganz außer Atem war, weil er mit dem Jungen mitzuhalten versuchte.

Vater ließ verwirrt den Federhalter sinken und sah seinem Sohn entgegen. Eine Falte entstand zwischen seinen Augen.

„Was ist?“ fauchte Yenom ungeduldig. „Unterschreiben Sie, ehe ich's mir anders überlege!“

Vater beachtete ihn nicht weiter, sondern legte den Füller aus der Hand, stand auf und trat Tim und dem älteren Herrn entgegen. Die Falte zwischen seinen Augen vertiefte sich, als er sah, was der Fremde in den Händen hielt – die schmutzige alte Vase, mit der Tim am Morgen gespielt hatte.

„Sind wir noch rechtzeitig gekommen?“ keuchte Tim. Sein Gesicht war rot vor Anstrengung – aber er atmete erleichtert auf, als Andy nickte.

„Rechtzeitig wozu?“ fragte Vater streng. „Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“

Die Frage galt dem Glatzköpfigen, der schnaubend vor

dem Tisch stehenblieb und ein Kärtchen aus der Jacke zog. „Hendricksen“, stellte er sich vor. „Jan Hendricksen. Ich betreibe ein kleines Antiquitätengeschäft, unten an der Ecke. Herr Berger?“

Vater nickte verdutzt. „Ja – und?“

Hendricksen hielt die Vase hoch. „Ihr Sohn kam mit diesem Stück zu mir und behauptete, es gehöre Ihnen. Stimmt das?“

Andy sah aus den Augenwinkeln, wie Yenom noch bleicher wurde, und grinste schadenfroh.

Vater nickte erneut. „Richtig. Wir haben ein ganzes Schiff voller solchem Plunder, aber...“

„*Plunder?*“ Hendricksen kreischte fast. „Ja guter Mann, wissen Sie überhaupt, was das ist?“

Vater starrte einen Moment auf die verschmutzte kleine Vase, dann schüttelte er den Kopf. „Nein, sollte ich?“

„Und ob!“ ereiferte sich Hendricksen. „Das ist ein chinesisches Stück aus dem sechzehnten Jahrhundert, 3. oder 4. Ming-Dynastie. Diese Vase ist gut und gerne ihre 15 000 DM wert. Und Sie haben noch mehr davon, sagen Sie?“

Vater erbleichte. Seine Augen wurden groß. „Ein ... ein

ganzes Schiff voll“, stotterte er. „Die ...“

„Etwa die Witchcraft?“ Hendricksen schrie jetzt wirklich. Einige Gäste sahen sich verstört nach ihm um.

Vater nickte. „Woher wissen Sie das?“

„Ja, mein Bester!“ keuchte Hendricksen. „Wissen Sie denn nicht, daß Ihr verstorbener Onkel George Fallinthorpe McFfahlin II.“ – er sprach den Namen tatsächlich aus, ohne dabei einen Knoten in der Zunge zu bekommen! – „eine der wertvollsten Antiquitäten-sammlungen Schottlands besaß – und schrullig genug war, sie auf diesem Schiff unterzubringen? Ich versuche seit einem halben Jahr, die Adresse seines Besitzers herauszufinden, und Sie sprechen von ... von *Plunder!*“

Er drehte die kostbare Vase in den Händen schüttelte den Kopf und setzte ganz plötzlich ein verschmitztes Lächeln auf. „Aus ihren Worten schließe ich, daß Sie das Hobby Ihres seligen Onkels nicht teilen. Sagen Sie, mein lieber Herr Berger, wären Sie vielleicht an einem Verkauf...“

Andy hörte nicht mehr hin.

Tim auch nicht, und ihre Mutter schon gar nicht.

Sie waren alle drei voll und ganz damit beschäftigt, Klaus Yenom nachzublicken, der mit hochrotem Kopf und

zornig gesenkten Schultern aus dem Lokal stürmte, wobei er fast einen Kellner über den Haufen gerannt hätte.

„Siehst du“, sagte Andy, „manchmal reicht es eben doch, einfach im Recht zu sein.“

„Und vor allem, wenn man die Hilfe eines leibhaftigen Gespenstes in Anspruch nehmen kann“, fügte er in Gedanken hinzu.

Er dachte an die Ferien, die jetzt vor ihnen lagen. Und er hatte das sehr, sehr sichere Gefühl, daß sie alles mögliche werden konnten – aber eines bestimmt nicht: langweilig!

Das schottische Geisterschloß

1 Stürmische Überfahrt

Die Wellen waren vielleicht nicht ganz so hoch wie ein Haus, aber hoch genug, um das Deck zu überspülen und die *Witchcraft* jedesmal wie unter einem Hammerschlag erzittern zu lassen, wenn sie das Schiff trafen. Andy klammerte sich an der Reling fest, zog die Kapuze des gelben Friesennerzes tiefer ins Gesicht und hielt unter ihrem Rand hervor Ausschau nach seinem Vater, der nach vorne gelaufen war, um das Toppsegel einzuholen. Das große Hauptsegel hatten sie schon gestrichen und alles unter Deck geschafft oder wenigstens festgezurt, was sich irgendwie bewegen ließ.

„Schade“, dachte Andy, „daß wir nicht auch das Schiff unter Deck schaffen können.“

Die *Witchcraft* bockte und sprang nämlich wie ein Korken auf dem Wasser herum. Andy war es schlecht wie nie zuvor in seinem Leben.

Aber damit befand er sich in guter Gesellschaft. Sein Bruder Tim lag seit gestern Mittag in der Koje und ließ nur seine grünliche Nasenspitze aus den Decken hervorschauen, und auch seinen Vater hatte er schon besser in Form gesehen. Die gesamte Familie Berger hatte in den letzten achtundvierzig Stunden die Bedeutung des Wortes Seekrankheit am eigenen Leib zu spüren bekommen. Andy entdeckte seinen Vater am Bug, wo der einen ebenso tapferen wie aussichtslosen Kampf mit dem riesigen weißen Segel führte. Er eilte mit ungeschickten Schritten über das schwankende Deck der *Witchcraft* und griff wortlos mit zu. Aber selbst zu zweit gelang es ihnen nur mit größter Mühe, das dreieckige Stück Segeltuch einzuziehen; der Wind blies mit solcher Macht hinein, daß Andy einmal sogar Angst hatte, einfach über Bord gezerrt zu werden.

Schließlich waren sie völlig außer Atem und kämpften sich, schräg gegen den Sturm gelehnt, zur Kajüte zurück. Andy ergriff seinen Vater bei der Hand, denn der Wind wurde immer wütender, und das Deck war mittlerweile so glitschig, daß sie sich gegenseitig stützen mußten, um nicht von den Füßen gerissen zu werden.

Mutter erwartete ihn und ihren Mann mit einer Tasse heißem Tee, in die sie für Andy einen Löffel Honig und für Vater einen gehörigen Schuß Rum hineingetan hatte. Sie tranken beide einen großen Schluck von dem heißen Gebräu, ehe sie sich gegenseitig halfen, aus dem tropfnassen Regenzeug herauszukommen. Hier unten war das Heulen des Sturmes nicht ganz so laut, aber der Boden unter ihren Füßen schwankte und torkelte beständig, und ab und zu drangen dumpfe, knarrende Laute aus dem Rumpf der *Witchcraft* herauf. Die *Witchcraft* war ein tapferes Schiffchen, aber sie war nicht für solche Stürme gebaut. Familie Berger konnte nur hoffen, daß sie der Belastung standhielt.

„Was bleibt uns auch sonst übrig?“ dachte Andy verzweifelt. Ihre Lage war alles andere als rosig. Vor vier Tagen waren sie in Hamburg losgesegelt – bei strahlendem Sommerwetter und einer Bilderbuchsee. Deshalb hatte sich schließlich selbst ein unerfahrener Segler wie sein Vater eine Kanalüberquerung zugetraut, nachdem sie zwei Tage und eine Nacht an der Nordseeküste entlangesegelt waren. Was, so hatte er gesagt, sollte schon schiefgehen? Es waren kaum hundert

Kilometer bis England hinüber, selbst für ein Schiff wie die *Witchcraft* keine unüberwindliche Entfernung.

„Unter normalen Umständen“, dachte Andy finster, während er an seinem Tee mit Honig nippte und das angenehme Prickeln genoß, das die Wärme in seinem Bauch hervorrief. Aber die Umstände waren nicht normal gewesen. Die belgische Küste war kaum außer Sicht gekommen, da hatte sich der Himmel mit dunklen Wolken bezogen, und eine Stunde später ging das Unwetter los.

Das war vor zwei Tagen gewesen. Seitdem spielte das Wetter Katz und Maus mit der *Witchcraft* und ihrer Besatzung – wobei das Schiff eindeutig die Maus war. Vier-, fünf-, sechsmal war die englische Küste mittlerweile in Sichtweite vor ihnen aufgetaucht, und jedesmal hatte der Sturm ihnen im allerletzten Moment einen neuen Tritt gegeben, der sie wieder meilenweit aufs Meer hinaustrieb, jedesmal, wenn sie gerade glaubten, daß sie es geschafft hätten. Es war wie verhext! Sie mußten mittlerweile weit im Norden Englands sein, und vielleicht gehörte die dunkle Linie, die manchmal durch das Brodeln des Sturmes im Westen sichtbar war, bereits zu Schottland. „Wenn es noch drei Tage so weitergeht“, dachte

Andy wütend, „dann stoßen wir auf Eisberge!“

„Wie sieht es aus?“ fragte Mutter und riß Andy damit aus seinen düsteren Überlegungen. Er fuhr hoch, setzte zu einer Antwort an und begriff erst dann, daß die Frage seinem Vater gegolten hatte, nicht ihm.

„Schlecht“, antwortete Vater niedergeschlagen. „Ich könnte mich ohrfeigen, nicht auf dich gehört zu haben.“

Mutter war diplomatisch genug, dazu zu schweigen, aber sie konnte es sich nicht verkneifen, wenigstens ein deutliches „Ich-hab's-ja-gesagt-Gesicht“ aufzusetzen.

„Als ihr draußen wart, kam der Wetterbericht durch“, sagte Mutter dann mit einer Kopfbewegung in Richtung Funkgerät. Vater sah auf, und auch Andy blickte seine Mutter erschrocken an. In ihrer Stimme war ein sonderbarer Unterton, der ihm nicht gefiel.

„Es gibt Sturm“, fuhr Mutter nach einer Weile fort.

„Sturm?“ Vater ächzte. „Und was ist das da draußen, bitte schön?“

Mutter zuckte unbeteiligt die Achseln. „Ich kann dir nur sagen, was ich gehört habe: eine Sturmwarnung für die gesamte englische Ostküste – falls wir noch davor sind und nicht bereits nach Atlantis abgetrieben wurden.“

Vater überhörte die Anspielung auf seine beschränkten nautischen Fähigkeiten geflissentlich. „Sturm?“ sagte er noch einmal. „O verdammt, das geht schief. Ich ... ich weiß nicht, ob ich das Schiff halten kann, wenn die See noch rauher wird.“

Mutter starrte ihn an, und zum ersten Mal, seit sie losgesegelt waren, glaubte Andy so etwas wie echte Angst in ihren Augen zu erkennen. Wenn die Warnung zu Recht bestand – und der Seewetterbericht würde ganz gewiß nicht lügen! –, dann wurde es gefährlich. Wirklich gefährlich. Die *Witchcraft* war zwar vor ihrem Auslaufen von Grund auf überholt worden, aber sie war nun einmal keine Hochseeyacht.

2 Der seekranke Geist

Andy stand auf, brummelte eine Entschuldigung in den Bart und verließ die Kajüte, während seine Eltern sich weiter mit leiser, sehr besorgter Stimme unterhielten. Gebückt trat er durch die niedrige Tür in die angrenzende Schlafkabine und blieb neben Tims Bett stehen.

„Na, kleiner Bruder?“ sagte er. „Wie geht's?“ Die Frage war reichlich überflüssig. Tim lag, bis zur Nasenspitze zugedeckt, auf seinem Bett und starrte mit glasigen Augen an die Decke. Ab und zu stöhnte er leise. Trotzdem stemmte er sich mühsam hoch und machte Platz, als Andy sich neben ihn auf die Bettkante setzte.

„Hört der Sturm endlich auf?“ fragte er hoffnungsvoll.

Andy schüttelte traurig den Kopf. „Im Gegenteil“, gestand er. Tim sah ihn erschrocken an, und Andy erzählte ihm mit wenigen Worten, was er gerade gehört hatte, und malte etwas ausführlicher aus, was ihnen alles passieren konnte, wenn die *Witchcraft* in einen *richtigen* Sturm geriet.

Tim wurde noch ein bißchen blasser, als er schon war, hörte aber wortlos zu. Schließlich sagte er: „Dann müssen

wir was unternehmen.“

„Ha, und was?“ fragte Andy spöttisch. „Vielleicht vorausschwimmen und die *Witchcraft* hinterherziehen?“

Sein Bruder überhörte den gehässigen Unterton. „Wir müssen zu Käpt'n Kitt“, sagte er. „Der muß uns helfen.“

„Und wie?“ Andy schüttelte traurig den Kopf. „Glaubst du, er kann den Sturm wegzaubern?“

Natürlich hatte er auch schon daran gedacht, den Schiffsgeist der *Witchcraft* um Hilfe anzugehen – er hatte es sogar zweimal versucht. Aber Kitt hatte sich nicht gemeldet. Er hatte seit Hamburg überhaupt kein Lebenszeichen von sich gegeben. Soweit man bei einem Geist von Lebenszeichen reden kann ...

„Fragen wir ihn doch einfach“, sagte Tim entschlossen. „Vielleicht fällt ihm ja was ein. Hilf mir mal.“

Andy mußte Tim stützen, als sie sich auf den Weg zum Laderaum machten. Seit dem Umbau gab es zwar eine Verbindungstür, so daß sie nicht gezwungen waren, in den Sturm hinauszutreten und über das Deck zu gehen, aber die Planken unter ihren Füßen schwankten noch immer so heftig, daß Andy und Tim ein paarmal fast gestürzt wären, ehe sie den Bugladeraum der *Witchcraft* erreicht hatten.

Auch der hatte sich verändert, wenn auch nicht so stark wie der Rest des Schiffes. Immerhin waren alle Spinnweben und der meiste Staub entfernt, und der Großteil des vorhandenen Platzes wurde nun wirklich als Lager genutzt. In hohen Regalen stapelten sich Lebensmittel, Wasserbehälter und Kleider und alles andere, was man für eine zweiwöchige Segeltour nun einmal brauchte. Einzig die alte Seekiste von Käpt'n Kitt stand unverändert an ihrem Platz. Vater hatte sie auf Andys und Tims Bitte hin nicht angerührt. Wahrscheinlich hätte er es auch ohne diese Bitte nicht getan. Seit den Ereignissen während der Segelregatta in Hamburg wurde er immer sehr nervös, wenn die Rede auf einen gewissen Schiffsgeist kam.

Tim setzte sich unsicher auf einen Segeltuchballen und verbarg das Gesicht in den Händen, während Andy auf Kitts Seekiste zutrat und ein paarmal mit den Fingerknöcheln dagegenschlug.

Der Schiffsgeist rührte sich nicht.

Achselzuckend wandte Andy sich an seinen Bruder. „Siehst du?“ begann er. „Ich habe ja gleich ...“

„Still!“ Tim machte eine befehlende Geste. „Hör doch!“

Andy blickte seinen Bruder verdattert an, lauschte aber gehorsam – und tatsächlich, nach einigen Augenblicken hörte er es auch. Einen Laut, der fast im Heulen des Windes und im Ächzen des gemarterten Schiffsrumpfes unterging: ein ganz leises, sehr qualvolles Stöhnen und Wimmern.

„Das kommt aus der Kiste!“ sagte Tim. „Mach sie auf, schnell!“

Andy hatte bisher gezögert, die Kiste einfach zu öffnen. Kitt mochte das nicht, und er hatte sicher recht damit – aber jetzt war nicht nur Holland, sondern auch die *Witchcraft* und vielleicht ihrer aller Leben in Not. Entschlossen schob er den rostigen Riegel zurück, klappte den Deckel hoch ...

... und konnte einen erstaunten Ausruf nicht mehr unterdrücken.

Kitt war sichtbar geworden – was sich bei ihm so sichtbar nannte: Er lag halb durchsichtig und grünlich schimmernd auf dem Boden der Kiste, zusammengerängt wie ein Wurm und unaufhörlich stöhnend und wimmernd. Das rot-weiß getupfte Tuch vor seinem Mund zitterte im Rhythmus seines stoßweisen Atems. „Kitt!“ rief Andy

erschrocken. „Was hast du?“

Da hob Kitt mühsam den Kopf und blinzelte zu ihm hoch. Seine Augen waren so glasig wie die Tims kurz zuvor, und sein Gesicht war nicht bleich, es war weiß!

„Was ist los mit dir?“ fragte Andy erschrocken. „So sprich doch!“

„Hau ab!“ stöhnte Kitt unfreundlich. „Laß mich in Ruhe. Ich will sterben. O großer Klabautermann, ist mir schlecht.“

Und endlich begriff Andy...

Was nicht hieß, daß er es etwa glaubte. Es klang unmöglich, aber es war die einzige Erklärung:

Der schreckliche Käpt'n Kitt, die Geißel der sieben Meere, wie er sich selbst nannte, war...

... seekrank.

„Oh, geh doch weg, du Landratte“, würgte Kitt hervor. „Macht es dir etwa Spaß, mich leiden zu sehen?“ Er hob die Hand, und der Kistendeckel begann sich wie von selbst zu schließen. „Geht alle weg! „

Andy griff gedankenschnell zu und riß den Deckel wieder auf. „Du mußt uns helfen!“ sagte er.

„Bitte, Kitt!“

„Ich muß überhaupt nichts“, sagte Kitt stöhnend. „Ich muß sterben, das ist alles. Aber nicht einmal das kann ich!“

„Verdammt, deine Seekrankheit interessiert mich jetzt nicht!“ fauchte Andy.

„Aber mich!“ wimmerte Kitt. „Es ist immer dasselbe, seit dreihundert Jahren. Oh, wie ich das Meer hasse!“

„Wir sind in Lebensgefahr, Kitt!“ sagte Andy, der Verzweiflung nahe. „Bitte tu etwas! Ein Sturm kommt auf. Das Schiff wird untergehen!“

„Na und?“ fragte Kitt patzig.

„Und du mit ihm“, rief Tim von seinem Platz aus. „Hast du Lust, die nächsten siebenhundert Jahre auf dem Meeresgrund zu verbringen?“

Eine Weile geschah gar nichts. Dann erschien ein sehr blasses Gespenstergesicht über dem Rand der Kiste und blickte Andy und Tim nachdenklich an. „Stimmt das?“

Andy nickte. „Es ist ernst, Kitt. Das Schiff hält keinen richtigen Sturm aus. Wir werden absaufen!“

Kitt seufzte. Er konnte nicht mehr blasser werden, als er schon war, aber in seinen Augen erschien der gleiche Ausdruck von Furcht wie vorhin bei Andys Mutter. „Was

soll ich denn tun?“ stöhnte er. „Ich kann einen Sturm herbeizaubern, aber nicht fortscheuchen!“

„Dann hilf uns, zur Küste zu kommen!“ sagte Andy. „Wenn wir einen Hafen finden, ehe es richtig losgeht, haben wir eine Chance.“

Kitt schüttelte traurig den Kopf. „Das kann ich auch nicht. Ich verstehe doch nichts von der christlichen Seefahrt. Ooooooh, ist mir übel.“ Sprach's – und plumpste hörbar in die Kiste zurück.

„Dann schick uns wenigstens Hilfe!“ sagte Tim verzweifelt. „Vielleicht ein anderes Schiff, das uns ins Schlepptau nimmt!“

„Ich werd's versuchen“, wimmerte Kitt. „Aber jetzt laßt mich in Ruhe, ihr Landratten. Ich muß zaubern. Und sterben. Ooooooh, mir ist ja sooo übel.“

3 Retter wider Willen

Für die nächste halbe Stunde war von irgendwelcher magischen Hilfe nichts zu bemerken – ganz im Gegenteil: Der Himmel bewölkte sich immer mehr, und die See schien jetzt dort, wo sie nicht von gewaltigen Wellen durchflügt wurde, regelrecht zu kochen.

Andy und sein Bruder waren in die Kajüte zurückgegangen und sahen ihrem Vater zu, der in stummer Verzweiflung an den Rädern und Hebeln des Funkgerätes hantierte, um einen SOS-Spruch loszulassen. Aber entweder war das Gerät kaputt, oder der Sturm machte eine Funkverbindung unmöglich, denn aus dem Lautsprecher drangen nur Störgeräusche und ein schrilles Pfeifen.

Niemand hatte mehr als das unbedingt Nötige gesprochen, seit die beiden Jungen hereingekommen waren, aber die Angst, die ihre Hand nach der Besatzung des kleinen Schiffchens ausgestreckt hatte, war überdeutlich zu spüren. Seit einer Weile stampfte und schlingerte die *Witchcraft* stärker denn je, und das Heulen des Sturmes war jetzt auch hier drinnen übermächtig.

„Sinnlos“, sagte Vater und drehte sich vom Funkempfänger weg. „Der Sturm muß sämtliche Frequenzen stören. Wir...“

Er stockte, legte den Kopf schräg und lauschte einen Moment angestrengt. Auch Andy konzentrierte sich, konnte aber beim besten Willen nichts anderes hören als den Sturm, der das Meer zu immer höheren Wogen peitschte.

„Da ist doch was!“ rief Vater. Er sprang auf, griff nach seiner Öljacke und stürmte hinaus, noch ehe er sie richtig angezogen hatte. Andy, seine Mutter und selbst Tim folgten ihm.

Im ersten Moment erschrak Andy, als er die schützende Kabine verließ. Vorhin war es schlimm hier draußen gewesen, aber jetzt...

„Das ist ein kleiner Vorgeschmack auf den Weltuntergang“, dachte er schauernd. Das Meer brodelte, überall war spritzendes Wasser und weißer Schaum, und das Heulen des Windes hatte sich zu einem ungeheuerlichen Brüllen gesteigert, das ihnen die Worte von den Lippen riß und jede Unterhaltung unmöglich machte. Der Himmel war jetzt fast schwarz, und die

Wolken hingen so tief, daß sie in einiger Entfernung von der *Witchcraft* das Meer zu berühren schienen.

„Da!“ Vaters Stimme ging fast im Brüllen des Orkans unter. Aber Andy sah seinen ausgestreckten Arm, und als er in dieselbe Richtung blickte, sah er auch, was sein Vater entdeckt hatte: einen kleinen, weißen Punkt, der auf den kochenden Wellen auf und ab hüpfte. Ein Schiff! Und jetzt hörte er auch eine Stimme, die leise, aber sehr deutlich „Ahoi, Segelschiff.“ rief.

„Das ist ein Motorboot!“ rief Vater aufgeregt. „Wir sind gerettet! Andy, Tim – ein Tau, schnell!“

Andreas und sein Bruder ließen sich das nicht zweimal sagen. So schnell es auf dem bockenden Deck überhaupt möglich war, liefen sie zurück und holten das zusammengerollte Tau aus dem Laderaum. Andy warf Kitts Kiste einen dankbaren Blick zu, hob sich aber alles andere für später auf und schulterte die schwere Taurolle, um zu seinem Vater zurückzueilen.

Das Motorboot war deutlich näher gekommen, als er wieder an Deck kam. Es war sehr viel kleiner als die *Witchcraft*, aber das Wasser hinter seinem Heck sprudelte unter dem rasenden Drehen zweier mächtiger Schrauben,

und der rasiermesserscharfe Bug teilte das Meer mit einer Kraft, die eine wirklich *große* Maschine verriet. Eine schmale, in schwarzes Ölzeug gehüllte Gestalt stand hinter der Glasscheibe, die den Ruderstand der Yacht abschirmte. Das Schiff kam Andy irgendwie bekannt vor, aber ihm blieb keine Zeit, sich Gedanken darüber zu machen. Hastig knotete er das Tau fest und reichte es seinem Vater.

Das andere Schiff hatte mittlerweile beigesteuert und fuhr ein Stück vor und neben der *Witchcraft*. Andy sah, wie der Kapitän – er schien allein an Bord zu sein – das Ruder feststellte, sich unsicher herumdrehte und mit staksigen Schritten zum Heck kam. „Ich werfe Ihnen das Tau zu!“ rief Vater. Andy bezweifelte, daß der andere die Worte wegen des Brüllens der Sturmböen überhaupt hörte. Aber anscheinend verstand er wenigstens die Bedeutung von Vaters heftigem Gestikulieren, denn er nickte, suchte mit gespreizten Beinen festen Halt auf Deck und hob die Arme.

Vater warf ihm die Seilrolle zu – und das Wunder geschah: Trotz des wütenden Sturmes und des unablässigen Rückens und Schüttelns der beiden Schiffe

segelte sie ganz ruhig auf das Deck der Yacht hinunter und landete so sicher in den Händen des Mannes, als wäre sie hineingelegt worden.

Andy dachte an Kitt, flüsterte ein sehr ehrliches „Dankeschön“ und half dann seinem Vater, das Tau strammzuziehen. „Wir müssen uns beeilen!“ schrie der Mann vom Deck der kleinen Yacht herauf. „Der Sturm geht gleich richtig los. Ich schlepe Sie ab!“

Vater bildete mit den Händen einen Trichter vor dem Mund, um sich über den Höllenlärm des Sturmes hinweg überhaupt verständlich machen zu können. „Wohin?“

Der andere deutete in westliche Richtung. „Die Küste ist nicht weit. Ich bin vor ein paar Minuten an einer kleinen Bucht vorbeigefahren, in der wir sicher sind. Wollte selbst einlaufen, aber da habe ich Ihr Schiff gesehen. Schnell jetzt – und schicken Sie die Kinder unter Deck. Es könnte ungemütlich werden!“

Und wahrlich, das wurde es!

Tim und Mutter zogen sich wieder in die Kajüte zurück, während Andy an Deck blieb, um seinem Vater nötigenfalls zur Hand gehen zu können. Der Motor der Yacht heulte auf, das Tau spannte sich mit einem Ruck, so

daß Andy für einen Moment glaubte, die *Witchcraft* würde einfach in Stücke gerissen, und dann ging die rasende Fahrt zur Küste los.

Sie wurde zu einem Wettrennen mit dem Sturm, von dem Andy bis zum letzten Augenblick nicht wußte, ob sie es gewinnen würden. Die Hochseeyacht raste auf die Küste zu, die nach wenigen Augenblicken bereits in Sicht kam, aber hinter ihnen tobte der Sturm heran, und er war kaum weniger schnell als die beiden aneinandergebundenen Schiffe. Der Himmel wurde jetzt tiefschwarz, und wenn Andy sich umdrehte, dann erkannte er ein unheimliches, geisterhaftes Blitzen und Flimmern in der Sturmfront.

Das Meerwasser färbte sich grau, und in der Luft hing ein neuer Geruch – es roch verbrannt. Andy hatte panische Angst.

Die Küste wuchs vor ihnen heran, und Andy erkannte zu seinem maßlosen Entsetzen, daß es kein flacher Sandstrand war, sondern eine mindestens dreißig Meter hohe, fast lotrecht aufsteigende Felswand, an deren Fuß ein weißes Schäumen gefährliche Riffe verriet, die unter der Wasseroberfläche lauerten.

Dann sahen sie die Bucht: einen schmalen, wie mit einem

Messer geschnittenen Spalt im Felsen, kaum breit genug, ein Schiff von der Größe der *Witchcraft* hindurchzulassen. Dahinter war das ruhigere Wasser eines kleinen Sees zu erkennen.

Andy hielt vor lauter Schrecken den Atem an, als das Motorboot mit unverminderter Geschwindigkeit auf die Felsendurchfahrt zu- und hineinraste. Die Felswände huschten so nahe an der *Witchcraft* vorüber, daß Andy meinte, nur die Hände ausstrecken zu müssen, um sie berühren zu können. Ein einziger, klitzekleiner Fehler des Mannes dort vorne in der Yacht, und das letzte, was sie alle hören würden, wäre das Splittern von Holz ...

Aber sie schafften es. Ganz plötzlich erlosch das Heulen des Orkanes, und statt einer sturmgepeitschten Meeresoberfläche lag das ruhige Wasser des kleinen Sees unter ihnen. Das Motorboot drosselte seine Geschwindigkeit und legte sich in eine weite Linkskurve, um nicht von der hinterherjagenden *Witchcraft* plattgewalzt zu werden.

Beinahe wäre auch alles gutgegangen ...

Die beiden Schiffe wurden langsamer. Andy sah, wie das bisher straffgespannte Tau erschlaffte und der Abstand

zwischen ihnen schmolz. Aber das Segelschiff war sehr viel größer als die Yacht, und damit auch sehr viel schwerer, und Andy begriff plötzlich, was sein Physiklehrer meinte, wenn er von Massenträgheit sprach...

Sein Vater riß noch das Ruder herum, und auch der Kapitän der Yacht versuchte auszuweichen, aber es war schon zu spät: Der massige Bug der *Witchcraft* traf das viel niedriger liegende Heck der Yacht, verwandelte es innerhalb einer halben Sekunde in eine auseinanderfliegende Wolke aus Kunststoffsplintern und Trümmern und drückte das kleine Schiff einfach unter die Wasseroberfläche. Im letzten Moment erst richtete sich die Yacht wieder auf, schoß ein Stück in die Höhe und begann zu kreiseln.

Vater schrie erschrocken auf und war mit einem Satz an der Reling. Der Zusammenprall hatte die Geschwindigkeit der *Witchcraft* vollends aufgezehrt, so daß das Schiff nun reglos dalag, während die beschädigte Yacht langsam, sich noch immer wie ein großer, weißlackierter Kreisel drehend, auf sie zutrieb.

„O verdammt“, sagte Vater erschrocken. „Hoffentlich ist nichts passiert.“

Andy konnte die Besorgnis seines Vaters durchaus verstehen, als er auf die Yacht hinunterblickte. Der Zusammenprall hatte den Mann im schwarzen Ölzeug von den Füßen gerissen. Mühsam versuchte er sich hochzustemmen, schien aber benommen zu sein – oder war er gar verletzt?

Herr Berger wartete ungeduldig, bis sich die Yacht der *Witchcraft* weiter genähert hatte. Dann schwang er sich mit einer entschlossenen Bewegung über die Reling und sprang auf das kleinere Boot hinab. Andy folgte ihm eine Sekunde später auf die gleiche Weise.

Beinahe gleichzeitig erreichten sie ihren Retter. Vater ergriff ihn behutsam unter den Armen und zog ihn in die Höhe, während Andy erst einmal den Zündschlüssel des Bootes abzog, damit die beschädigten Schrauben wenigstens aufhörten, die kleine Yacht unentwegt im Kreise zu drehen. Und da...

Er wußte nicht, was er zuerst wiedererkannte: den Schlüssel mit dem auffälligen goldenen Anhänger oder die Stimme, die hinter ihm ein übellauniges „Danke schön auch“ knurrte.

Verblüfft drehte er sich herum und blickte in das

regennasse Gesicht unter der schwarzen Ölkapuze.
„Yenom!“ entfuhr es ihm. „Sie?!“

Klaus Yenom – seines Zeichens Berufsmillionär, eingeschworener Feind der Familie Berger und überhaupt das größte Ekelpaket, das Andy jemals untergekommen war – zog eine Grimasse. Ärgerlich schob er die Hand von Andys Vater beiseite und starrte auf das zertrümmerte Heck seines Bootes.

„Das nennt man Dankbarkeit“, fauchte er. „Da rette ich euch und euren schrottreifen Eimer vor dem Absaufen, und zum Dank fahrt ihr mir mein Boot zuschanden!“

„Das ... tut mir entsetzlich leid“, stammelte Vater. „Aber ich konnte nicht mehr ausweichen, und wir ... wir waren einfach zu schnell!“

Yenom schnaubte. „Ich hätte abwarten sollen, bis Ihr Kahn sinkt“, schimpfte er, „und euch dann aus dem Wasser fischen sollen!“

„Wie kommen Sie überhaupt hierher?“ fragte Andy verstört. Das konnte doch kein Zufall sein. Entweder war Yenom ihnen die ganze Zeit über nachgefahren – was er ihm durchaus zutraute – oder ...

„Käpt'n Kitt!“ dachte er mit einer Mischung aus

Heiterkeit und Ärger. Natürlich steckte Kitt dahinter! Es konnte nicht anders sein.

Und Yenoms nächste Worte bestätigten seinen Verdacht. Sekundenlang blickte er Andy und seinen Vater abwechselnd verwirrt an, dann zuckte er die Achseln. „Ob du's glaubst oder nicht, du Naseweis“, antwortete er patzig. „Ich weiß es nicht. Vor einer halben Stunde war ich noch in Hamburg auf der Unterelbe, und plötzlich ...“ Er zuckte hilflos mit den Schultern. „Plötzlich war ich hier“, sagte er nach einer langen, sehr unbehaglichen Pause. „Mittendrin im schönsten Sturm. Hab' natürlich sofort versucht, die Küste zu erreichen, aber dann habe ich euer Schiff gesehen.“ Er schüttelte den Kopf. „Ich begreife das alles nicht.“

„Auf jeden Fall haben Sie uns aus einer üblen Lage gerettet“, sagte Vater. „Jetzt kommen Sie erst einmal mit auf die *Witchcraft*. Meine Frau macht Ihnen einen steifen Grog, und ich gebe Ihnen trockene Sachen. Und danach schauen wir uns in Ruhe Ihr Boot an. Einverstanden?“

Yenom nickte. Was blieb ihm auch anderes übrig?

4 Gestrandet!

Es dauerte eine ganze Stunde, bis Yenom sich so weit beruhigt hatte, daß sie darangehen konnten, seine Yacht in Schlepptau zu nehmen und zum Strand zu ziehen. Draußen auf dem Meer tobte der Sturm mit unverminderter Heftigkeit weiter, aber hier, im Schutze der gewaltigen Küstenfelsen, war es schon beinahe unnatürlich ruhig. Es bereitete ihnen kaum Mühe, die Yacht mit letzter Motorkraft ein Stückweit auf den Strand des Sees hinaufzufahren – gerade so weit, daß der flache Rumpf scharrend auf dem Sand aufsetzte und sich das Boot ein Stückchen zur Seite neigte. Alles andere, so hatte Vater erklärt, würde die einsetzende Ebbe erledigen.

Und er sollte recht behalten. Es dauerte lange, aber im Laufe der folgenden Stunden sank der Wasserspiegel des Sees so weit, daß Yenoms Yacht schließlich beinahe auf dem Trockenen lag; hoch genug jedenfalls über der Wasseroberfläche, daß sie die Beschädigungen in aller Ruhe in Augenschein nehmen konnten.

Es war kein Totalschaden, aber es war schlimm genug. Der Rumpf des Motorbootes war nicht so stark beschädigt,

daß das Schiff sinken würde, aber was die Schrauben und das Ruder anging, hatte der eisenbeschlagene Bug der *Witchcraft* ganze Arbeit geleistet. Es wunderte Andy nicht mehr, daß das Boot wie verrückt im Kreis gefahren war, als er sah, was vom Antrieb der Luxusyacht übriggeblieben war.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid mir das alles tut, Herr Yenom“, sagte Vater zum wiederholten Male, während sie am Strand standen und sich die Bescherung ansahen. „Ich komme selbstverständlich für den Schaden auf.“

Yenom zog eine Grimasse. „Das brauchen Sie nicht“, sagte er anzüglich. „Ich bin versichert, auch und erst recht gegen die Dummheit gewisser Landratten, wissen Sie? Viel schlimmer ist“, fügte er ärgerlich hinzu, „daß wir mit dem Schiff nicht mehr von hier wegkommen. Und ich habe verdammt wenig Lust, nach Hamburg zurückzuschwimmen.“

„Wir können Sie auf der *Witchcraft* mitnehmen“, schlug Vater vor.

„Auf der *Witchcraft*?“ Yenom ächzte. „Ich bin doch nicht lebensmüde. Haben Sie ein Funkgerät an Bord?“

„Ja“, antwortete Vater. „Aber ich fürchte, das wird nicht viel nutzen. Wir ... bekommen keine Verbindung. Ich habe vorhin schon ein SOS gefunkt, aber keine Antwort erhalten.“

Yenom seufzte. „Wär' ja auch zu schön gewesen.“ Er drehte sich herum, verpaßte der demolierten Antriebswelle seiner Yacht einen wütenden Fußtritt und starrte feindselig in die Runde. Was er sah, schien seine Laune nicht gerade zu heben. Über dem Meer trieben die Sturmwolken ganz allmählich auseinander, aber dafür begann es bereits zu dämmern. Spätestens in einer Stunde würde es dunkel sein.

„England?“ sagte Yenom nach einer Weile. „Sie sind sicher, Berger?“

„Wahrscheinlich sogar Schottland“, antwortete Andys Vater nach sekundenlangem Schweigen. „Der Sturm hat uns ziemlich weit nach Norden abgetrieben, fürchte ich.“

„Es hat wohl wenig Sinn, darauf zu warten, daß von selbst Hilfe kommt“, knurrte Yenom. „Und mit dem Schrotthaufen hier kommen wir auch nicht mehr weit.“

„Das Vernünftigste ist, wenn wir bis morgen früh warten und dann versuchen, irgendwo in der Nähe Hilfe zu

finden“, schlug Andy vor.

„Bis morgen früh?“ Yenom ächzte übertrieben. „Ich verbringe ganz gewiß keine Nacht auf diesem Schiff „, sagte er mit einer Kopfbewegung auf die *Witchcraft*. „Nicht einmal eine Stunde.“

Sowohl Andy als auch sein Vater schwiegen vorsichtshalber dazu. Sie beide mochten es nicht besonders, wenn Yenom so abfällig über ihr Schiff sprach, aber sie konnten es ihm auf der anderen Seite auch nicht verdenken, wenn er sich auf dem Schiff nicht besonders wohl fühlte – genauer gesagt, in der Nähe einer gewissen Seekiste, mit der er, nun ja, unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. Andy war nicht einmal sicher, daß der Zusammenstoß zwischen der *Witchcraft* und Yenoms Yacht wirklich nur ein Zufall gewesen war. Kitt war manchmal nicht besonders wählerisch in seinen Mitteln. Und er mochte Yenom ungefähr so sehr wie der ihn ...

„Und was haben Sie vor?“ fragte Vater nach einer Weile.

Yenom machte eine Kopfbewegung zur Steilküste hinauf. „Es muß dort oben ein Haus geben“, sagte er. „Ich habe ein Licht gesehen, als ich das erste Mal hier war. Ich werde mich auf den Weg machen und zusehen, daß ich ein

Telefon finde. Oder glauben Sie, ich hätte Lust, im Sand zu schlafen?“ Er drehte sich herum, machte einen Schritt, blieb wieder stehen und sagte dann etwas, das nicht nur Andy überraschte.

„Sie und Ihre Familie sollten mich begleiten, Berger. Es kann wieder Sturm geben, und ich bin nicht sicher, daß es noch einmal so glimpflich abgeht.“

„Mitkommen?“ wiederholte Andys Vater überrascht. Nachdenklich legte er den Kopf in den Nacken und sah zur Küste hinauf, die sich wie ein scharfgezogener schwarzer Schatten gegen den dunkler werdenden Himmel abzeichnete. Von einem Haus war weit und breit nichts zu erkennen, aber das besagte nichts – die Küste war wirklich sehr steil und an dieser Stelle besonders unübersichtlich. Der kleine See, in den sie sich gerettet hatten, war eigentlich nicht mehr als ein dreißig Meter tiefes Loch im Felsen, das etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Andy fragte sich, wie sie den Weg nach oben überhaupt schaffen sollten. Und der Gedanke, die *Witchcraft* hier so mutterseelenallein zurückzulassen, gefiel ihm auch nicht besonders. Andererseits – nach zwei Tagen unentwegtem Geschaukel und Sturmgebrüll hatte die Vorstellung,

wieder einmal eine ruhige Nacht unter einem festen Dach und in einem richtigen Bett verbringen zu können, direkt etwas Verlockendes.

Er war beinahe erleichtert, als sein Vater nach einer Weile nickte und sagte: „In Ordnung. Andy, geh zurück zum Schiff und hole Mutter und deinen Bruder. Wir begleiten Herrn Yenom.“

5 Das Haus auf den Klippen

Sie fanden schließlich einen Weg, der die Steilküste hinaufführte, aber es dauerte sehr viel länger, die gut dreißig Meter Höhenunterschied zu überwinden, als sie alle vorher geglaubt hatten. Der Fels war glitschig und feucht, und manchmal wurde der Weg zu einer haarsträubenden Kletterpartie, die allen den Angstschweiß auf die Stirn trieb.

Nicht nur Andy und sein Bruder waren vollkommen erschöpft, als sie endlich oben angekommen waren und das Haus vor ihnen lag, von dem Yenom gesprochen hatte. Es war dunkel geworden, lange ehe sie auch nur die halbe Strecke hinter sich gebracht hatten, und das Haus ragte jetzt riesig und finster vor ihnen auf, nicht einmal mehr weit entfernt, aber irgendwie gruslig anzuschauen. „Sonderbar“, dachte Andy schauernd.

Strenggenommen war es gar kein Haus – es war ein Schloß, oder zumindest etwas, das einem solchen an Größe und Massigkeit gleichkam, und es sah wirklich unheimlich aus. Eigentlich sogar mehr als nur unheimlich. Irgend etwas Finsteres schien es zu umgeben, wie ein

zweiter, unsichtbarer Schatten, eine fast spürbare Aura von Gefahr und Bedrohung, die Andy unwillkürlich frösteln ließ. Und er spürte, daß es den anderen nicht besser erging.

Fast fünf Minuten lang standen sie alle schweigend da und starrten den gewaltigen würfelförmigen Bau an, der von vier spitzen Türmchen überragt wurde. Schließlich brach Mutter als erste das unangenehme Schweigen.

„Das sieht nicht gerade bewohnt aus“, sagte sie leise.

Niemand widersprach. Das Haus war vollkommen dunkel. In den kleinen spitzgiebeligen Fenstern brach sich das Mondlicht, und sie konnten hören, wie der Wind heulend um die Erker und Zinnen der Türme strich. Aber sie entdeckten nicht das geringste Lebenszeichen. Andy schauderte erneut. Am liebsten wäre er auf der Stelle umgekehrt und zur *Witchcraft* zurückgelaufen.

„Unsinn“, sagte Yenom. „Vorhin habe ich deutlich ein Licht gesehen. Da *muß* jemand wohnen.“

„Mir gefällt das nicht“, sagte nun auch Vater. „Wir...“

Aber er kam nicht weiter. Yenom hörte gar nicht mehr zu, sondern setzte sich mit einem grimmigen Laut in Bewegung und ging mit weit ausgreifenden Schritten auf

das Schloß zu. Andy tauschte einen hilfeschuchenden Blick mit seinem Bruder, aber Tim sah genauso verwirrt und ängstlich aus wie er. Ganz instinktiv rückten sie alle ein bißchen näher zusammen, als sie Yenom folgten.

Während sie sich dem Haus näherten, betrachtete Andy den unheimlichen Bau etwas genauer. Das Haus war riesig, und es war so gebaut, wie die meisten alten schottischen Herrenhäuser gebaut waren: mehr Trutzburg als Schloß, mit gewaltigen, meterdicken Wänden, einem flachen, zinnengesäumten Dach und Fenstern, die allesamt klein und vergittert waren und an Schießscharten erinnerten.

Die Tür ähnelte einer hochgezogenen Zugbrücke und hatte ein winziges, vergittertes Guckloch. Rechts und links des Einganges thronen zwei überlebensgroße steinerne Phantasie-Vögel, die die fünf ungebetenen Besucher aus ihren leblosen Granitaugen feindselig zu mustern schienen.

Andy schauderte erneut. Er hätte es niemals laut zugegeben – aber dieses Haus machte ihm angst. Er widerstand nur noch mit letzter Kraft der Versuchung, die Hand seiner Mutter zu ergreifen und sich schutzsuchend

an sie zu schmiegen.

Yenom war lange vor ihnen an der Tür und betätigte den Klopfer, ein gewaltiges bronzenes Ding in der Form eines Löwenkopfes. Die Schläge hallten laut und unheimlich im Hause wider, aber eine Reaktion erfolgte erst, als auch Andy und die anderen neben ihm angelangt waren. „Fast, als hätte jemand dort drinnen auf uns alle gewartet. Jemand – oder etwas ...“, dachte Andy beunruhigt. Drinnen im Haus wurden schlurfende Schritte laut, dann klirrte etwas, und der gelbliche Schein einer Kerze erschien in dem kleinen Guckloch in der Tür. Ein Paar dunkler, sehr stechender Augen blickte einen Moment lang zu ihnen hinaus, dann fiel die Klappe wieder zu, und ein Riegel wurde zurückgeschoben. Die Tür wurde einen Spaltbreit geöffnet.

„Bitte?“ fragte eine dunkle, sehr unangenehme Stimme. Andy konnte das dazugehörige Gesicht nicht erkennen, aber wenn es zu dieser Stimme paßte, dachte er, dann war er eigentlich ganz froh, es nicht richtig sehen zu können ...

Sein Vater räusperte sich gekünstelt. „Bitte entschuldigen Sie die späte Störung, Sir“, sagte er geschraubt, „aber wir ... sind gewissermaßen in einer Notlage, wenn Sie

verstehen.“

„Sicherlich“, antwortete die Stimme aus dem Dunkeln.

„Die Herrschaften sind nicht zu Hause, aber treten Sie ruhig ein, Sir.“

„O Gott, diese Stimme“, dachte Andy schauernd. „Das war doch nicht die Stimme eines Menschen!“

Die Tür wurde vollends geöffnet, und Andy und die anderen erblickten einen Mann, dessen *wirklich* zu seiner Stimme paßte – gelinde ausgedrückt: Er war nur eine knappe Handbreit größer als Tim, aber so breitschultrig, daß er fast verkrüppelt wirkte, und seine Arme waren ein gutes Stück zu lang, was ihm etwas Affenartiges gab. Sein Gesicht war flach und kahlköpfig, und sein rechtes Auge, ein gutes Stück größer als das linke, lag dafür aber sehr viel tiefer. Seinen Mund hatte er zu einem beständigen, blödsinnigen Grinsen verzogen.

Andy war nicht der einzige, der den Mann fassungslos anstarrte. Auch seine Eltern, Tim und Yenom standen eine halbe Minute lang wie vom Donner gerührt da und blickten auf die bedauernswerte Gestalt herab, ehe Vater endlich aus seiner Erstarrung erwachte und mit einem verlegenen Räuspern an ihm vorbei ins Haus trat.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mister...“

„Odomisauq“, antwortete der Mann. Andy sah jetzt, daß er eine abgewetzte Livree trug, wie sie Butler in alten englischen Filmen an hatten. Als er beiseite trat, um ihnen Platz zu machen, fiel den Besuchern sein Humpeln auf. Außerdem hatte er einen Buckel.

„Odomisauq?“ wunderte sich Yenom auf seine unfreundliche Art. „Ein komischer Name.“

„Eigentlich heiße ich Sam, Sir“, antwortete Odomisauq ruhig. „Aber meine Herrschaften nannten mich immer Odomisauq. Ein Name ist so gut wie der andere, nicht wahr?“

Odomisauq? Andy überlegte krampfhaft. Er war sicher, diesen Namen noch nie gehört zu haben. Und trotzdem erinnerte er ihn an irgend etwas. Aber er kam nicht darauf, woran.

„Sicher, sicher“, sagte Vater hastig, ehe Yenom noch mehr Schaden anrichten konnte. „Auf jeden Fall ist es sehr freundlich von Ihnen, uns zu helfen. Wir sind gewissermaßen ...“, er suchte einen Moment nach Worten, „... so etwas wie Schiffbrüchige“, sagte er schließlich. „Unser Boot liegt mit einem Defekt unten am Strand, und

wir haben das Licht gesehen und dachten, daß wir Hilfe finden würden.“

„Selbstverständlich, Sir“, antwortete Odomisauq ruhig.

„Wie gesagt, meine Herrschaften sind leider nicht im Hause, aber bitte treten Sie doch näher.“

„Na, das erspart uns wenigstens alle umständlichen Erklärungen“, sagte Yenom grob. Er sah sich suchend um.

„Wo ist das Telefon?“

„Leider, Sir“, sagte Odomisauq mit einer Stimme, in der nicht die allermindeste Spur von Bedauern lag, „aber wir haben hier kein Telefon.“

„Kein Telefon?“ Yenom blinzelte.

„Leider, Sir“, wiederholte Odomisauq. „Aber sobald es hell wird, bringe ich Sie mit dem Wagen in die Stadt, von wo aus Sie telefonieren können. Wenn Sie mir jetzt freundlicherweise folgen würden ...“

Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern humpelte voraus, so daß sie ihm folgen mußten, um nicht im Dunkeln zurückzubleiben. Trotz seiner Behinderung entwickelte er ein erstaunliches Tempo. Durch einen langen, vollkommen leeren Gang führte er sie immer tiefer ins Innere des Hauses, bis sie ein großes Kaminzimmer

erreichten, das von Hunderten von Kerzen fast taghell erleuchtet wurde.

Andy sah erstaunt zum Fenster. „Seltsam ...“, dachte er. Er war absolut sicher, von draußen nicht den kleinsten Lichtschimmer bemerkt zu haben. Es mußte doch Stunden dauern, all diese Kerzen anzuzünden! Irgend etwas stimmte hier nicht!

„Wenn Sie bitte Platz nehmen würden“, sagte Odomisauq. „Ich bereite inzwischen Ihre Zimmer vor.“ Er machte eine einladende, ja fast befehlende Geste und deutete dabei auf einen großen Tisch, auf dem zu Andys maßloser Überraschung ein komplettes Abendessen angerichtet war. „Ein Abendessen für fünf Personen!“ dachte er entsetzt. Die Speisen waren noch heiß, und aus den Tassen, von denen drei starken schwarzen Kaffee und zwei etwas schwächeren schwarzen Tee enthielten, kringelte sich grauer Dampf. „Aber das ist doch vollkommen unmöglich!“ dachte Andy verstört. Plötzlich fror er, obwohl das prasselnde Kaminfeuer behagliche Wärme verbreitete.

Seinen Eltern schien es nicht anders zu ergehen, denn auch Vater und Mutter machten keine Anstalten, sich zu

setzen. Im Gegenteil. Mutter sah recht nervös aus, und selbst Yenom hatte viel von seiner gewohnten Überheblichkeit eingebüßt.

„Sie sind nicht allein hier?“ fragte Yenom mißtrauisch.

„O doch, Sir“, antwortete Odomisauq mit unbewegtem Gesicht. „Wie gesagt – meine Herrschaften sind leider nicht hier. Aber ich hoffe, alles zu Ihrer Zufriedenheit hergerichtet zu haben.“

„Aber das Essen...“

„Ist es nicht Ihr Geschmack?“ fragte der sonderbare Butler.

„Doch, doch“, sagte Yenom hastig. Und das war es wirklich. Auf einem der Teller entdeckte Andy eine gewaltige Portion Makkaroni mit Tomatenketchup, sein Leib- und Magengericht, auf einem zweiten schwäbische Spätzle mit Gulasch, für die sein Bruder Tim schwärmte, auf zwei weiteren französische Zwiebelsuppe beziehungsweise Eisbein mit Sauerkraut, die Lieblingsspeisen seiner Eltern. Der fünfte Teller enthielt eine sämige Erbsensuppe, und er war plötzlich ziemlich sicher, daß dies Yenoms Lieblingsgericht war. „Aber das ist doch ausgeschlossen!“ dachte er. Woher hatte

Odomisauq gewußt, was sie alle am liebsten aßen?!

„Wir wollen Ihnen wirklich keine Umstände bereiten“, begann Mutter, wurde aber sofort wieder von Odomisauq unterbrochen, der sanft, aber sehr nachdrücklich sagte:

„Das tun Sie nicht, Mylady. Im Gegenteil. Es ist eine angenehme Abwechslung, wieder einmal Besuch zu haben, nach so langer Zeit.“

„Es wäre uns trotzdem lieber, wenn Sie uns gleich den Weg in die Stadt zeigen würden“, sagte Yenom.

„Das geht nicht, Sir“, sagte der sonderbare Alte.

„Der Weg über die Klippen ist bei Dunkelheit viel zu gefährlich. Aber Sie können hier übernachten. Wir haben Platz genug.“

„Wo sind Ihre Herrschaften?“ fragte Vater. Auch seine Stimme klang nervös.

Odomisauq druckte einen Moment herum, und nicht nur Andy hatte das sichere Gefühl, daß sein Vater einen empfindlichen Punkt getroffen hatte. Schließlich lächelte der sonderbare Alte verzeihungsheischend. „Sie sind nicht ausgefahren, wie ich behauptet habe, Sir“, gestand er. „Mein Herr ... kommt nicht zurück, fürchte ich.“

„Soll das heißen, daß er ... gestorben ist?“ fragte Vater

stockend.

Odomisauq nickte. „Schon vor einigen Monaten, Sir.“

„Und seither leben Sie allein hier?“ fragte Mutter. Erstaunt sah sie sich um. „Ganz allein in diesem riesigen Haus?“

Odomisauq nickte. „Ja, Mylady. Was soll ich tun? Ich habe mein Lebtag hier zugebracht. Und Master McFfahlin hat mir das Schloß hinterlassen, als Dank für meine Dienste. Es ist ein bißchen zu groß für einen alten Mann wie mich.“ Er seufzte. „Ich habe schon daran gedacht, es zu verkaufen, aber das dürfte sehr schwierig werden. Wer kauft schon ein so großes und altes Haus, noch dazu in einer solchen Lage.“

Aber Andys Eltern hatten Odomisauqs letzten Worten schon gar nicht mehr zugehört. Aus großen Augen starrten sie den buckeligen Alten an. „Wie war der Name Ihres Herrn?“ fragte Vater schließlich.

„Sir George Fallinthorpe McFfahlin III.“, erwiderte Odomisauq stolz. Fragend fügte er hinzu: „Sie haben schon von ihm gehört?“

Vater antwortete nicht, aber Mutter nickte verstört. „Das... das kann man wohl sagen. Er war mein Onkel.“

Ein erfreutes Lächeln huschte über Odomisauqs faltiges Gesicht. „Um so glücklicher schätze ich mich, Sie beherbergen zu dürfen“, sagte er. „Ich werde alles in meiner Macht Stehende für Ihre Bequemlichkeit tun. Und nun wünsche ich Ihnen einen guten Appetit.“ Und damit wandte er sich um und schlurfte davon, ohne den Besuchern Gelegenheit zu weiteren Fragen zu geben.

„Heda!“ rief Vater ihm nach. „Moment noch! So geht das doch nicht!“

Aber es ging so. Odomisauq sah sich zwar um und grinste noch einmal zu ihm hin, sagte aber ansonsten nichts mehr und schlurfte so ungerührt weiter, als hätte er gar nichts gehört.

„Das ist doch ... kein Zufall mehr“, murmelte Vater. „Irgend etwas ... geht hier vor.“

„Ja“, fügte Yenom hinzu. „Das meine ich auch, Wenn das wieder ein Trick von Ihnen ist, Berger, um mir Ärger zu bereiten ...“

Vater würdigte ihn gar keiner Antwort, aber er warf ihm einen so zornigen Blick zu, daß Yenom es vorzog, nicht weiterzusprechen.

„Der Mann ist mir unheimlich“, sagte Mutter.

Schauernd sah sie sich um. „Das alles hier ist mir irgendwie unheimlich.“

„Unsinn“, widersprach Vater, allerdings mit einer Stimme, die deutlich machte, daß er ähnlich empfand. „Der arme Bursche sollte einem leid tun. Er kann nichts für sein Aussehen.“

„Aber sein Boß scheint Humor gehabt zu haben“, sagte Yenom. „Odomisauq!“ Er lachte herzlich. „Ich hatte zwar nie die Ehre, Ihren Onkel selig kennenzulernen, aber seinen Humor mag ich.“ Er klatschte in die Hände. „Und jetzt sollten wir essen.“

„Ich ... weiß nicht“, sagte Vater stockend. „Vielleicht wäre es wirklich besser, wenn wir nicht hierblieben.“

„Quatsch“, widersprach Yenom. „Immerhin haben wir hier ein Dach über dem Kopf, oder? Das ist doch besser, als die Nacht auf einem schrottreifen Kahn zu verbringen, auf dem es noch dazu spukt!“ Damit setzte er sich und begann mit sichtlichem Appetit zu essen.

Hätte er auch nur geahnt, was die kommende Nacht bringen würde, wäre ihm wahrscheinlich schon der erste Bissen im Hals steckengeblieben.

6 Warnung aus dem Jenseits

Trotz allem griffen sie herzhaft zu, was zum einen daran lag, daß das Essen wirklich köstlich war, zum anderen aber auch daran, daß sie ausnahmslos halb tot vor Hunger waren und ihrem leeren Magen ihre Angst ziemlich egal war. Und sie hätten wohl auch kaum etwas anderes tun können, als zu essen, denn der Hausdiener mit dem zungenbrecherischen Namen blieb länger als eine Stunde fort, und keiner von ihnen hatte den Nerv, sich in dem riesigen, unheimlichen Haus auf die Suche nach ihm zu machen.

Es war nach elf, als der Hausdiener zurückkam und mit seiner unangenehmen Stimme verkündete, daß ihre Zimmer vorbereitet seien und es nun an der Zeit sei, sich zurückzuziehen. Wie die Einladung zum Essen zuvor sprach er auch diese Worte ganz eindeutig wie einen Befehl aus, so daß es keiner von ihnen wagte zu widersprechen. Außerdem waren sie alle sehr müde.

Odomisauq hatte drei Zimmer für sie hergerichtet – zwei nebeneinanderliegende Räume für Andy und Tim und ihre Eltern und ein etwas abseits liegendes Zimmer für Yenom.

Andy sah sich schauernd in dem großen, düsteren Zimmer um, das der Diener ihm und seinem Bruder zugewiesen hatte. Schon auf dem Weg hierher war das ungute Gefühl in seinem Inneren immer stärker geworden, und der Anblick, der sich ihm jetzt bot, änderte daran kaum etwas: Das Zimmer war sehr groß, aber fast leer, abgesehen von einem riesigen geschnitzten Bett und einem gewaltigen Kamin, in dem ein Feuer prasselte. An der Wand neben der Tür hing ein Bild in einem goldfarbenen Rahmen, das einen düster dreinblickenden Mann in einer Art Ritterrüstung darstellte.

„Unheimlich“, sagte Tim. Seine Stimme zitterte ein bißchen und verriet, daß er ihr Nachtquartier in Wahrheit nicht nur unheimlich fand, aber Andy nahm ihm seine Angst nicht im geringsten übel – ihm selbst erging es ja nicht anders.

Andy trat ans Fenster, wischte mit dem Handrücken ein Stückchen der staubverkrusteten Scheibe frei und versuchte hinauszusehen – allerdings ohne viel Erfolg. Tief unten erkannte er das Meer, das jetzt wieder so ruhig dalag, als hätte es niemals einen Sturm gegeben, aber das war auch alles. Die Nacht war unheimlich dunkel. Es war

Neumond.

„Ist es nicht“, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.
„Hier ist immer Neumond, weißt du! Und das ist kein Zufall.“

Andy drehte sich herum, setzte dazu an, seinen Bruder zu fragen, was denn nun dieser Blödsinn wieder sollte.. ... und unterdrückte im letzten Moment einen Schrei.

Tim hatte die Worte nicht gesprochen, sondern stand schreckensbleich und mit offenstehendem Mund vor dem Kamin und starrte mit hervorquellenden Augen auf die grün leuchtende Lichtwolke, die wie aus dem Nichts zwischen ihm und seinem Bruder aufgetaucht war. Etwas wie ein menschlicher Umriß zeichnete sich in ihrem Inneren ab, aber die Lichtwolke trieb immer wieder auseinander – wie Nebel, mit dem der Wind spielt.

„Kitt?“ fragte Andy unsicher. „Bist ... bist du das?“

„Kennst du noch andere Geister, du Landratte?“ fauchte die Stimme aus dem grünen Leuchten heraus.

„Ja“, dachte Andy, „das ist Kitt. Unverkennbar.“ Er atmete erleichtert auf und trat einen Schritt auf den Geist zu. „Gott sei Dank“, sagte er. „Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin! Hier stimmt irgend etwas nicht, Kitt. Du

mußt uns helfen.“

„Das kann ich nicht“, antwortete Kitt. Seine Gestalt flackerte stärker. Er war jetzt fast nur noch als Umriß zu erkennen, und plötzlich klang seine Stimme sehr ängstlich.

„Wie kommst du überhaupt hierher?“ fragte Tim stirnrunzelnd. Ich denke, du mußt in der Nähe deiner Kiste bleiben?“

„Muß ich auch“, antwortete Kitt. „Ich kann überhaupt nur hier sein, weil dies ein magischer Ort ist. Aber ich kann nicht lange bleiben. Ihr müßt hier weg, hört ihr?“

„Was?“ fragte Andy verwirrt. Kitt machte eine rasche, ungeduldige Bewegung, die Andy mehr ahnte, als daß er sie wirklich sah. „Ich habe keine Zeit für lange Erklärungen“, fuhr Kitt in gehetztem Tonfall fort. „Hört mir zu! In diesem Schloß geht es nicht mit rechten Dingen zu! Ihr seid in Gefahr. Ihr dürft auf keinen Fall hierbleiben, verstanden? Ganz egal, was passiert, ihr müßt vor Mitternacht hier verschwinden – oder keine Macht der Welt kann euch noch retten!“

„Warte mal!“ sagte Andy hastig. „Das hier ist doch kein Zufall, oder? Ich meine, daß wir ausgerechnet hierhergekommen sind, und...“

„Nein“, antwortete Kitt hastig. „Ich hatte nicht viel Zeit, euch aus dem Sturm herauszuhelfen, und mußte nehmen, was ich kriegen konnte. Und euer Onkel mit dem komischen Namen hatte einen etwas sonderbaren Humor.“

„Was soll denn das heißen?“ fragte Tim.

„Keine Zeit mehr!“ Kitts Stimme wurde bereits dünner. „Ich erkläre euch alles später!“

„Aber...“, begann Andy und hob die Hand. Doch er sprach nicht weiter, denn es gab niemanden mehr, der ihm zugehört hätte. Kitts Schattenkörper war verschwunden, und eine Sekunde später erlosch auch das grüne Leuchten, welches das Erscheinen des Geistes begleitet hatte.

Tim starrte seinen Bruder aus weit aufgerissenen Augen an. „Gefahr?“ wiederholte er. „Wie ... wie hat er das gemeint?“

Andy zuckte hilflos mit den Schultern. Er wußte auch nicht, wie Kitts Warnung zu verstehen war. Aber eines wußte er genau: daß sie sie ernst nehmen mußten. Wenn Kitt das Risiko einging, sich so weit von seiner Geisterkiste zu entfernen, dann war es ernst.

„Los!“ sagte er. „Wir müssen Vater und Mutter warnen.“ Er machte eine entschlossene Handbewegung, drehte sich

herum – und schrie erschrocken auf.

Sie waren nicht mehr allein. Die Tür hatte sich geöffnet, ohne daß sie es auch nur bemerkt hatten. Odomisauq war erschienen, der unheimliche Hausdiener des Schlosses. In der linken Hand hielt er eine rußende Kerze, deren Licht sein entstelltes Gesicht unheimlich von unten her beleuchtete, und in der rechten einen gewaltigen, schartigen Säbel.

„Ich fürchte, das kann ich nicht zulassen, junger Mann“, sagte Odomisauq. Er schüttelte bedauernd den Kopf, schob die Tür hinter sich zu und lehnte den Säbel daneben gegen die Wand. Umständlich kramte er einen gewaltigen Schlüsselbund aus der Tasche, verriegelte damit die Tür und nahm den Säbel dann wieder in die Hand.

„He!“ rief Andy. „Was soll das? Sie können uns doch nicht einfach einsperren!“ „Ich muß es“, antwortete Odomisauq ruhig. „Es geschieht zu Ihrem eigenen Schutz, glauben Sie mir, Sir.“

„Ich bin kein Sir!“ sagte Andy wütend. „Und ich verlange, daß Sie uns hier herauslassen, und zwar sofort!“

Das letzte Wort hatte er geschrien, aber Odomisauq schüttelte nur traurig den Kopf. Bevor er antwortete, warf

er einen sehr langen, fast traurigen Blick auf das goldgerahmte Bild, das neben der Tür hing. „Nicht vor Mitternacht, Sir“, sagte er. „Tut mir leid.“

„Aber ... aber warum denn nicht?“ stammelte Tim.

„Zu Ihrem eigenen Schutz.“ Odomisauq lächelte, was bei seinem Aussehen allerdings nicht gerade eine beruhigende Wirkung hatte. „Sie würden es mir ja doch nicht glauben, wenn ich es Ihnen erklären würde“, sagte er.

„Was?“ fragte Andy. „Daß es hier spukt? Oh, das glauben wir schon.“

Odomisauq war jetzt wirklich überrascht. „Ihr ... glaubt an Geister?“ fragte er zweifelnd.

Andy und Tim nickten gleichzeitig. „Aus eigener Erfahrung, gewissermaßen“, sagte Andy. „Aber was hat das damit zu tun, daß Sie uns hier einsperren?“ Odomisauq seufzte. „Zu eurem Schutz“, sagte er. „Lord Blood tut Kindern normalerweise nichts ...“

„Lord Blood?“ wiederholte Andy schauernd. Der blutige Lord – ein nicht unbedingt angenehmer Name. Dann fiel ihm etwas ein. Mit einer Kopfbewegung deutete er auf das Bild, das Odomisauq zuvor auf so sonderbare Weise angesehen hatte.

„Ist ... er das?“ fragte er. Odomisauq folgte seinem Blick und schwieg wieder eine ganze Weile. Dann nickte er. „Ja. Lord Cyril Blood. Der Besitzer von Blood Manor – und mein wirklicher Herr.“

„Ihr ... Herr?“ Andy schüttelte ungläubig den Kopf und sah wieder das Bild an. Für einen Moment hatte er das entsetzliche Gefühl, daß die gemalten Augen ihn von der Leinwand herab durchdringend anstarrten.

„Aber dieses Bild ist mindestens hundert Jahre alt!“ sagte er.

„Über zweihundert“, berichtigte ihn Odomisauq. „Zweihundertzwölf, um ganz genau zu sein.“

„Sie ... wollen sagen, daß Sie ... daß Sie Lord Blood gekannt haben?“ keuchte Andy ungläubig. Odomisauq nickte traurig. „Ja.“

„Aber dann müßten Sie ja über zweihundert Jahre alt sein!

„Das bin ich“, sagte Odomisauq. „Auch ich bin ein Geist, mein Junge, dazu verdammt, auf ewig in diesem Körper gefangen zu sein. So lange, bis der Fluch gebrochen ist.“

„Was für ein Fluch?“

„Der Fluch von Blood Manor“, erklärte Odomisauq.

„Seht ihr, mein Herr, Lord Blood, war ein sehr tapferer Mann, der beste Degenfechter im weiten Umkreis und der kühnste Kämpfer, von dem man je gehört hat. Niemand konnte ihn besiegen, auch wenn ihn viele herausforderten. Eines Tages nun focht mein Herr ein Duell mit Lord Fendrick, seinem ärgsten Konkurrenten. Er tötete ihn, aber noch im Sterben sprach Lord Fendrick einen Fluch über meinen Herrn aus, daß er niemals Ruhe finden würde. Nicht, bis er auf jemanden träfe, der ihm an Mut und Unerschrockenheit gleichkäme. Erst dann sollten er und auch ich Ruhe finden.“ Er seufzte. „Viele sind bisher gekommen, aber keiner hat die schrecklichen Prüfungen bestanden. Ihr seht, ich muß euch hier festhalten – zu eurem eigenen Schutz. Ihr würdet den Verstand verlieren vor lauter Schreck, glaubt mir.“

„Blödsinn“, sagte Tim heftig. Odomisauq blinzelte.

„Onkel MacFallingskirchen hat er ja auch nichts getan, oder?“

Odomisauq lächelte milde. „Das war etwas anderes“, sagte er. „Sir George Fallinthorpe McFfahlin“ – er betonte den Namen übermäßig und blinzelte Tim dabei bezeichnend zu – „war der rechtmäßige Besitzer von

Blood Manor, nicht wahr?“

„Und?“

„Und kein Geist würde den legitimen Herrn seines Hauses belästigen“, vermutete Andy.

Odomisauq sah ihn überrascht an. „Das stimmt. Aber woher weißt du das?“

„Wir ... haben gewisse Erfahrung im Umgang mit Geistern“, antwortete Andy ausweichend.

„Aber wenn es so ist, warum verkaufen Sie das Schloß dann nicht einfach?“ fragte Tim. „Damit wären Sie doch den ganzen Ärger los!“

„Ich habe es versucht“, sagte der alte Diener und seufzte. „Aber niemand will es haben. Es ist zu groß, und es liegt zu einsam. Und niemand hat bisher den Mut aufgebracht, auch nur eine einzige Nacht hier zu verbringen. Das ist ja eben der Grund, aus dem ich euch festhalten muß. Es geschieht nur zu eurem Schutz.“

„Und ... unsere Eltern?“ fragte Andy stockend. „Und Yenom?“

„Ich kann nicht alle beschützen“, sagte Odomisauq traurig. Er wollte noch mehr sagen, aber in diesem Moment erscholl draußen auf dem Flur ein lautstarkes

Poltern, und dann hörten sie hastige Schritte. Odomisauq fuhr erschrocken zusammen, wirbelte mit einer für einen Mann seines Alters erstaunlichen Behendigkeit herum und sperrte das Schloß auf. Als die Tür aufflog, sahen Andy und sein Bruder gerade noch den Zipfel einer blauen Kapitänsjacke um die Gangbiegung verschwinden.

„Yenom!“ rief Andy überrascht. „Er hat alles gehört!“

Sein Bruder Tim hielt sich mit solcherlei Feststellungen erst gar nicht auf, sondern tat etwas viel Klügeres – er ergriff die Chance, die Odomisauq ihnen unfreiwillig bot. Mit einem schrillen Aufschrei rannte er los, drängelte sich an dem alten Hausdiener vorbei und rannte auf den Flur hinaus.

7 Geisterstunde

„Um Gottes willen!“ schrie Odomisauq. „Nicht! Bleib hier!“ Er streckte die Hand aus und versuchte, Tim zurückzuhalten. Vielleicht hätte er es sogar geschafft, denn er war trotz seines Alters und seiner Behinderung erstaunlich schnell – aber in genau diesem Augenblick erwachte auch Andy aus seiner Erstarrung, folgte seinem Bruder und rempelte den Diener dabei so unsanft an, daß dieser endgültig das Gleichgewicht verlor und der Länge nach auf den Flur hinaussegelte. Mit einem erleichterten Schrei setzte Andy über ihn hinweg und fuhr herum.

Trotz allem war er nicht schnell genug. Odomisauqs Hand grabschte nach ihm, bekam ihn zu fassen und schloß sich mit entsetzlicher Kraft um sein Fußgelenk. Andy schrie vor Schrecken und Schmerz auf, kämpfte mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht und landete reichlich unsanft direkt neben dem Alten.

„So bleib doch hier!“ schrie Odomisauq mit überschnappender Stimme. Mit zitternden, aber sehr kräftigen Händen versuchte er, Andy ins Zimmer zurückzuzerren. Andy seinerseits wehrte sich mit aller Kraft, doch er spürte

gleich, daß er gegen den alten Hausdiener nicht die geringste Chance hatte.

Aber er bekam Hilfe. Hinter ihm erscholl ein überraschter Ausruf, dann ein zweiter, eindeutig erschrockener Schrei, und plötzlich war sein Vater über ihm, schlug Odomisauqs Hände beiseite und zerrte seinen Sohn gleichzeitig auf die Füße.

„Sind Sie verrückt geworden?“ rief er fassungslos. „Was tun Sie mit meinem Sohn?“

Odomisauq kam mit einer wieselflinken Bewegung wieder auf die Füße, streckte die Hände nach Andy aus und prallte mitten in der Bewegung zurück, als sich Vater schützend vor seinen Sohn stellte.

„Bitte, Sir!“ sagte er gehetzt. „Gehen Sie vom Flur weg! Sie sind in Gefahr!“

Andy wich vorsichtshalber ein Stück von Odomisauq und seinem Vater zurück. Auch seine Mutter war unter der Tür ihres Zimmers erschienen und blickte ihn und den alten Hausdiener abwechselnd an, wenn auch eindeutig mehr verwirrt als erschrocken.

„Der einzige, der hier in Gefahr ist, sind Sie, wenn ich nicht sofort eine überzeugende Erklärung bekomme!“

sagte Vater drohend. „Was soll das? Wieso greifen Sie meinen Sohn an?“

„Das tut er ja gar nicht“, sagte Andy rasch. Vater runzelte die Stirn, drehte den Kopf und sah ihn mit einer Mischung aus Ärger und maßloser Verwirrung an. „Was soll das nun wieder?“ fragte er.

„Andy hat recht, Vater“, mischte sich Tim ein. „Odomisauq wollte uns nur schützen. Wir sind alle in Gefahr! Wir müssen hier heraus – und zwar *schnell!*“

„Zu spät!“ sagte Odomisauq. „Sie schaffen es nicht mehr. Die Tür wird bewacht. Wir müssen ...“

Der Rest seiner Worte ging in einem mächtigen Dröhnen unter, das Andy erst nach ein paar Sekunden als das erkannte, was es war: ein Glockenschlag. Es war ein Ton von solcher Macht, daß ganz Blood Manor in seinen Grundfesten erbebte.

„Was ist das?“ fragte Vater verwirrt. „Was bedeutet dieser Höllenlärm?“

Odomisauq wurde leichenblaß. „Mitternacht!“ flüsterte er, während das Dröhnen anhielt. Obwohl Andy nicht mitzählte, wußte er, daß es zwölf Schläge waren, mit denen eine unsichtbare Turmuhr den Beginn der

Geisterstunde kundtat. „O Gott, es ist zu spät!“

„Zu spät wozu?!“ fragte Vater aggressiv. Drohend trat er auf den Alten zu. „Reden Sie, Mann!“

Aber Odomisauq redete nicht. Statt dessen fuhr er mit einem entsetzten Keuchen herum, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rannte schreiend davon.

Vater blickte ihm verdattert nach, aber er kam wieder nicht dazu, ihm etwas nachzurufen oder ihm gar hinterherzurennen, denn in diesem Moment erzitterte Blood Manor unter dem letzten, zwölften Schlag der Turmuhr, und zugleich erscholl aus dem Zimmer, in dem Andy und Tim untergebracht gewesen waren, ein schrilles Heulen und Wimmern.

Die beiden Jungen und ihre Eltern drehten sich im gleichen Moment herum – und was sie sahen, das ließ ihnen schier das Blut in den Adern gefrieren!

Das Zimmer war plötzlich von einem unheimlichen, rötlichen Lichtschein erfüllt, einem Licht, als wäre die ganze Luft in Blut getaucht. Und das Licht zauberte unheimliche Schatten an die Wände und die Decke. Aber selbst das sah Andy nur ganz flüchtig. Wie alle anderen starrte er aus hervorquellenden Augen auf das

goldgerahmte Bild, das *lebendig* geworden war!

Die Gestalt auf der zweihundert Jahre alten Leinwand *bewegte sich!!!*

Langsam, als erwache sie aus einem unendlich tiefen, unendlich langen Schlaf, hob sie den Kopf, blickte die beiden Jungen und ihre Eltern aus harten Augen einen Moment lang an – und *trat aus dem Bild heraus*, plötzlich kein gemaltes Porträt mehr, sondern eine fast zwei Meter große, halb durchsichtige Gestalt, die einen gewaltigen Säbel in der Rechten trug.

Langsam bewegte sich die Gestalt auf Andy und die anderen zu. Ihre Schritte wurden vom leisen Klirren der silberglänzenden Rüstung begleitet, in die sie gehüllt war. „Willkommen auf Blood Manor, sterbliche Menschen!“ dröhnte eine unheimliche Geisterstimme.

Und es war diese Stimme, die den Bann brach. Andy, Tim und Mutter und Vater fuhren gleichzeitig und mit einem fast einstimmigen, schrillen Entsetzensschrei herum und rasten los, den Gang hinunter, der zur Treppe führte. Hinter ihnen erscholl ein hohles, unheimliches Lachen, und als sich Andy im Laufen herumdrehte, erkannte er, daß Lord Cyril Blood kaum zwei Schritte von ihnen

entfernt war – *und näher kam!* –, obwohl er sich nicht die Mühe machte zu rennen, sondern fast gemächlich daherschritt.

Der Anblick spornte sie zu noch größerer Schnelligkeit an. Wie von Furien gehetzt rasten sie die Treppe hinunter, durchquerten das Kaminzimmer, in dem sie zuvor gegessen hatten, und stürzten durch den Korridor zum Ausgang.

Als sie noch zehn Schritte von der Tür entfernt waren, erscholl vor ihnen ein gellender Schrei. Die Tür flog mit einem Krachen auf, und plötzlich verstand Andy, was Odomisauq gemeint hatte, als er sagte, der Ausgang würde bewacht!

Es war Klaus Yenom, der diesen fürchterlichen Schrei ausgestoßen hatte – und er hatte allen Grund dazu!

Die beiden riesigen Steinvögel, die das Schlosstor flankierten, waren aus ihrer Starre erwacht! Eines der fast fünf Meter hohen Ungeheuer stand mit weit ausgebreiteten Schwingen direkt vor der Tür wie eine häßliche, übergroße Fledermaus, während das andere mit Schnabel und Klauen nach Yenom schlug, der gestürzt war und auf Händen und Knien ins Haus zurückzukriechen versuchte,

wobei er wie von Sinnen schrie.

„Zurück!“ keuchte Vater. „Da kommen wir nicht durch!“

Seine Worte waren eigentlich überflüssig, denn außer ihm waren bereits alle herumgewirbelt und zurückgelaufen. Allerdings gab es nicht viele Möglichkeiten, wohin sie fliehen konnten – die Türen, die vom Gang abzweigten, waren ausnahmslos verschlossen, und im Kaminzimmer...

Andy dachte vorsichtshalber nicht darüber nach, was im Kaminzimmer auf sie warten mochte, sondern spurtete an seiner Mutter vorbei, stieß die Tür mit der Schulter auf und sah sich wild um. Der Raum war leer, wie er zu seiner maßlosen Erleichterung feststellte.

Sein Bruder und seine Eltern folgten ihm dichtauf. Er wollte die Tür schon schließen, aber in diesem Moment entdeckte er Yenom, der aufgesprungen war und schreiend hinter ihnen hergelaufen kam. „Wartet auf mich!“ kreischte er. „Um Gottes willen, wartet auf mich!“ Die beiden Riesenvögel waren ihm nicht gefolgt, weil sie viel zu groß waren, um durch die Tür zu passen, aber eines der granitenen Ungeheuer blockierte den Ausgang wie ein lebender Pfropfen. Seine kleinen roten Augen glühten wie

Kohlen in der Dunkelheit.

Andy warf die Tür zu, kaum daß Yenom hindurchgestürmt war, und legte den Riegel vor. Gehetzt sah er sich um. „Wohin?“

Es war nicht sein Vater, der die Frage beantwortete.

Es war eine Gestalt, die wie aus dem Nichts heraus fünf Schritte vor ihnen auftauchte und in blutfarbenes, loderndes Licht getaucht war.

„Nirgendwohin, Sterblicher!“ dröhnte Lord Bloods unheimliche Geisterstimme. „Euer Weg ist hier zu Ende!“

8 Duell der Gespenster

„Das ... das ist das Ende!“ stammelte Yenom. Er schrie auf, prallte gegen die Wand und schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht, während Lord Blood langsam näher kam. Ein böses Lächeln spielte um seine harten Lippen, und seine rechte Hand mit dem Säbel hob sich ganz langsam.

„Was wollen Sie von uns?“ keuchte Andy. Er wunderte sich selbst ein bißchen, woher er den Mut nahm, den Geist anzusprechen – aber zu seiner Überraschung blieb Lord Blood tatsächlich stehen und sah ihn einen Moment lang nachdenklich an. „Kämpf mit mir!“ sagte er schließlich. „Ist auch nur einer unter euch, der den Mut hat, die Klinge mit mir zu kreuzen, so lasse ich die anderen laufen!“ „Kämpfen“, dachte Andy angstvoll. Sie? Leute des zwanzigsten Jahrhunderts, die Schwertkämpfe allerhöchstens aus dem Fernsehen kannten, gegen einen leibhaftigen Ritter? Das war doch lächerlich!

Lord Blood lachte böse, als hätte er seine Gedanken erahnt, und kam näher. „Dacht' ich's mir doch“, sagte er abfällig. „Feiges Pack!“

Yenom schrie auf, packte plötzlich einen der schweren

Kerzenständer, die vor ihm auf dem Tisch standen, und warf ihn nach Lord Blood.

Er traf. Lord Blood taumelte, kämpfte einen Moment lang mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht und fand es im letzten Augenblick wieder.

Sein Körper blieb stehen, aber sein Kopf mit dem Helm fiel von den Schultern und rollte scheppernd ein paar Meter davon. Andys Mutter schrie schrill auf und fiel in Ohnmacht, und auch Herr Berger wurde noch blasser und schluckte hörbar, während Andy und Tim schockiert auf das unglaubliche Bild starrten, das sich ihnen bot.

Lord Blood war nämlich keineswegs außer Gefecht gesetzt. Gemächlich bückte er sich nach seinem Kopf, hob ihn auf und drehte ihn einen Moment unsicher in den Händen. Er machte keine Anstalten, ihn wieder dorthin zu setzen, wohin er gehörte, sondern klemmte ihn sich statt dessen unter den linken Arm und hob mit der anderen das Schwert.

„Stellt euch zum Kampf, feiges Lumpenpack!“ dröhnte seine Stimme.

Plötzlich begann die Luft vor ihm grün zu flimmern. Eine helle, Andy und Tim wohlbekannte Stimme erscholl, und

mit einem Male sah sich Lord Blood einem neuen Gegner gegenüber: mit einem Säbel bewaffnet wie er selbst, aber ein gutes Stück kleiner, und nicht in eine Rüstung, sondern in zerlumpte Piratenkleider gehüllt.

„Laß meine Freunde in Ruhe, du Landratte!“ schrie Kitt drohend. „Verschwinde, oder du bekommst es mit mir zu tun, dem schrecklichen Käpt'n Kitt! Das ist die letzte Warnung!“

Tatsächlich blieb Lord Blood stehen – wenn auch wahrscheinlich mehr aus Verblüffung über die Dreistigkeit dieser Worte, denn aus Angst. Überrascht riß er die Augen auf, zuckte mit den Schultern und kratzte sich am Kinn – was einigermaßen sonderbar aussah, denn er trug seinen Kopf noch immer unter den linken Arm geklemmt.

„Wer bist du?“ fragte er schließlich. Kitt fuchtelte drohend mit seinem Säbel. „Der schreckliche Käpt'n Kitt!“ wiederholte er. „Die Geißel der sieben Meere und der Beschützer dieser tapferen Sterblichen hier. Du läßt sie in Ruhe, Landratte, verstanden?!“

Blood sah ihn einen weiteren Moment lang nachdenklich an, dann machte er eine wegwerfende Handbewegung. „Du bist ein Geist wie ich“, stellte er fest. „Misch dich

nicht ein. Das hier geht dich nichts an!“

Kitt fauchte wie eine wütende Katze, sprang einen halben Meter in die Luft und blieb reglos dort stehen. Sein Säbel deutete drohend auf Bloods Gesicht. „Wage es nicht, sie anzurühren!“ sagte er. „Oder...“ „Oder?“ fragte Lord Blood lauernd.

Statt einer Antwort hob Kitt seinen Säbel und drang mit einem schrillen Schrei auf den Herrn von Blood Manor ein. Lord Blood knurrte wütend, setzte mit einer raschen Bewegung seinen Kopf wieder auf und hob seinerseits das Schwert.

Es war ein bizarrer Kampf. Die Klingen der beiden ungleichen Gegner prallten immer wieder funkensprühend aufeinander, und wenn Kitt seinem Kontrahenten an Größe und Kraft auch hoffnungslos unterlegen war, so machte er Blood doch reichlich zu schaffen, denn er war sehr viel wendiger und außerdem nicht durch eine zentnerschwere Rüstung behindert.

Trotzdem war der Ausgang des Kampfes klar. Lord Blood drängte den kleinen Geist langsam, aber unbarmherzig vor sich her, und seine Schläge prasselten in immer schnellerer Folge auf Kitt herunter, während die

Kräfte des Schiffsgeistes deutlich zu erlahmen begannen.

„Der ... der bringt ihn um!“ keuchte Tim schließlich.

„Andy – er bringt Kitt um! Wir müssen ihm helfen!“

Tim hatte recht, erkannte Andy entsetzt. Kitts Lage war beinahe aussichtslos. Und anders als alle anderen Gegenstände, mit denen Kitt normalerweise in Berührung kam, glitt Bloods Schwert nicht harmlos durch ihn hindurch, sondern hatte ihm bereits eine Anzahl zwar ungefährlicher, aber sicher sehr schmerzhafter Wunden zugefügt – wohl, weil es eine Waffe war, die derselben Welt angehörte wie Käpt'n Kitt und der Schloßgeist.

„Los!“ schrie er.

Gemeinsam rannten sie los. Tim griff sich einen Kerzenleuchter, während Andy einen der schweren Eichenstühle hochzureißen versuchte, um damit nach Lord Blood zu werfen – erbärmliche Waffen gegen den Geist, aber die einzigen, die sie hatten. Und sie mußten Kitt helfen!

Lord Blood schien die Gefahr zu bemerken, obwohl er sich nicht zu ihnen herumdrehte, denn er drosch plötzlich mit doppelter Wucht auf Kitt ein. Seine Klinge prellte Kitt die Waffe aus der Hand, dann schoß seine andere,

gepanzerte Hand vor, packte Kitt grob bei der Brust und warf ihn so heftig gegen die Wand, daß der kleine Schiffsgeist mit einem schmerzerfüllten Keuchen in sich zusammensank und reglos liegenblieb. Dann fuhr Blood herum und hob mit einem Knurren den Säbel.

Trotzdem waren Tim und Andy schneller als er. Tims Kerzenleuchter traf Bloods Säbel und schlug ihn herunter, und die Angst um Kitt gab Andy genug Kraft, daß er den schweren Eichenstuhl tatsächlich über den Kopf heben konnte und ...

... prompt von dessen Gewicht nach hinten gerissen wurde und das Gleichgewicht verlor. Der Stuhl zerbarst splitternd. Schmerzhaft prallte er auf, sah, wie Blood seinen Bruder mit einer fast beiläufigen Handbewegung zur Seite fegte und mit hoch erhobenem Schwert auf ihn zusprang. Entsetzt schloß er die Augen.

Aber der tödliche Hieb kam nicht. Zwei, drei Sekunden lang blieb er mit angehaltenem Atem liegen, ehe er es wagte, vorsichtig die Lider zu heben und zu Lord Blood hinaufzuspähen.

Der Herr von Blood Manor stand mit weit gespreizten Beinen über ihm, das Schwert hoch über dem Kopf, und

bereit zum letzten, tödlichen Hieb. Aber der Zorn in seinem Blick war erloschen; statt dessen funkelte so etwas wie Erleichterung, ja fast Hoffnung, in seinem Blick.

„Ihr ... ihr habt mich angegriffen“, murmelte er. „Ihr habt es wirklich gewagt, mir mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten. Zwei... *Kinder*?!“

Andy rappelte sich mühsam hoch, sprang einen Schritt zurück und bückte sich nach einem Bein des zerbrochenen Stuhles und schwang es wie einen Knüppel.

„Lassen Sie Kitt in Ruhe!“ sagte er in drohendem Tonfall, obwohl er sich mit seiner „Keule“ ziemlich lächerlich vorkam – und so ganz nebenbei vor Angst fast starb.

„Ihr wagt es tatsächlich!“ sagte Blood. Plötzlich ließ er das Schwert sinken. Ein Lächeln huschte über seine Lippen, und mit einem Male, von einer Sekunde auf die andere, war in seinem Blick überhaupt nichts Drohendes mehr.

„Ich bin erlöst!“ rief er. „Ihr ... ihr habt den Fluch von mir genommen. Odomisauq, hast du es gehört? Hast du es gesehen?!“

„Ich habe es gesehen, Herr“, antwortete eine Stimme von

der Tür her. Andy drehte sich herum und erkannte den alten Hausdiener, der unbemerkt hereingekommen war.

„Wir sind frei, Freund!“ rief Lord Blood. „Lord Fendricks Fluch ist gebrochen! Wir sind frei. *Frei! Frei!*“

Und mit dem letzten „*Frei*“ verschwand er. Wo er gestanden hatte, lagen plötzlich nur noch die Reste einer mindestens zweihundertfünfzig Jahre alten, rostzerfressenen Rüstung und ein Häufchen Staub. Der Fluch von Blood Manor war gebrochen! Niemand – einschließlich Kitts, der sich nach einigen Minuten schimpfend wie ein Rohrspatz erhoben hatte und kurz darauf auf seine ihm eigene Art verschwunden war – war ernsthaft verletzt worden, und selbst Yenom hatte nach einer Weile aufgehört, wie ein Säugling zu wimmern. Sie hatten noch lange miteinander gesprochen: über das Schloß, den Fluch von Blood Manor und über das tapfere Verhalten Andys und seines Bruders; nur nicht über Käpt'n Kitt, an dessen Existenz Andys Meinung nach nun auch seine Eltern eigentlich nicht mehr zweifeln dürften, die sie aber aus irgendeinem Grund wohl einfach nicht wahrhaben wollten.

Draußen über dem Meer ging die Sonne auf, als Familie

Berger und Klaus Yenom Blood Manor verließen. Odomisauq begleitete sie zur Tür. Die beiden steinernen Riesenvögel waren wieder zur Reglosigkeit erstarrt; trotzdem eilten sie alle hastig an ihnen vorbei.

„Sie gehen drei Meilen nach Westen, dann erreichen Sie eine Straße“, erklärte Odomisauq zum Abschied. „Von dort aus ist es nicht mehr weit zur Stadt.“

„Ich ... danke Ihnen, Mister Odomisauq“ sagte Vater. Er lächelte verlegen. „Sie nehmen es mir hoffentlich nicht übel, wenn ich nicht *auf Wiedersehen* sage?“

Der alte Butler lachte leise. „Nein. Obwohl ... wer weiß ... Vielleicht treffen wir uns doch noch einmal wieder, irgendwann. Aber nicht in dieser Welt.“ Er wandte sich an die beiden Jungen und legte ihnen mit einer freundschaftlichen Geste die Hände auf die Schultern. Er lächelte glücklich, als er sagte: „Jetzt, wo der Fluch gebrochen ist, kann ich sterben wie jeder andere.“

Die Vorstellung, daß sich der Butler auf das Sterben freute, verwirrte Andy zutiefst. Aber er hatte das Gefühl, daß das etwas war, was er noch nicht verstehen konnte.

„Da gäbe es vielleicht noch etwas zu regeln“, sagte in diesem stillen Moment Yenom. Nicht nur Andy sah

verwirrt auf – alle starrten den Millionär an, der sich bemühte, ein möglichst gelangweiltes Gesicht zu machen. Auch der Butler runzelte die Stirn.

„Ich wurde letzte Nacht rein zufällig Zeuge Ihres kleinen Gespräches“, log Yenom ungeniert. „Wenn ich richtig gehört habe, dann suchen Sie einen Käufer für diesen Steinhaufen hier?“

Bei dem Wort „Steinhaufen“ verdüsterte sich Odomisauqs Gesicht deutlich. Aber Andy drückte rasch seine Hand, und der alte Diener verstand.

„Das ist richtig“, sagte er steif.

„Nun“, begann Yenom. „Unter gewissen Umständen wäre ich möglicherweise an Ihrem Anwesen interessiert.“

Andy sperrte Mund und Augen auf, aber dann begriff er: Yenom hatte nicht nur *einen Teil* ihres Gespräches mitbekommen, sondern eine ganze Menge. Und nachdem er schon die *Witchcraft* und Kitt nicht hatte bekommen können, war die Verlockung einfach zu groß für ihn, sich Blood Manor unter den Nagel zu reißen.

„Wir reden noch darüber“, sagte der Butler steif. „Aber zuerst gestatten Sie, daß ich mich von meinen Gästen verabschiede, Sir.“

„Sicher.“ Yenom grinste. „Lassen Sie sich Zeit.“ Odomisauq wandte sich wieder an Tim und Andy: „Euch beiden noch einmal meinen herzlichsten Dank“, sagte er. „Durch eure Tapferkeit ist der uralte Fluch von uns genommen worden. Mein Herr und ich werden nun endlich Frieden finden.“

„Tapferkeit?“ Andy lächelte verlegen. Sein Bruder strahlte über das ganze Gesicht, und er wußte, daß er es eigentlich nicht sagen sollte, aber er konnte nicht anders, als noch einmal zu Odomisauq aufzublicken und zu antworten: „Aber das war gar keine Tapferkeit, Sir.“

„O doch, das war es“, widersprach der Butler.

„Aber ich ... wir haben doch nur einem Freund geholfen“, sagte Andy. Und das war die Wahrheit. Es hatte überhaupt nichts mit Mut zu tun gehabt, daß er und Tim Blood angegriffen hatten: Sie hatten einfach Angst um Kitt gehabt, das war alles.

„Wir haben nichts anderes getan als Kitt zuvor für uns“, sagte er. Und fügte sehr viel leiser hinzu: „Wenn ich ganz ehrlich sein soll, bin ich fast vor Angst gestorben.“ „Ich auch“, sagte Tim, wohlweislich aber so leise, daß sein Vater die Worte nicht hören konnte.

„Ich weiß“, erwiderte der alte Butler mit einem neuerlichen, sehr warmen Lächeln. „Und gerade darum war es tapfer. Wahrer Mut hat nichts damit zu tun, keine Angst zu haben.“

Andy antwortete nicht mehr, aber er war nicht sicher, ob er wirklich verstand, was der Alte hatte sagen wollen.

Er und sein Bruder dachten noch lange, noch sehr, sehr lange über diese letzte Bemerkung nach. Und es sollte noch sehr viel länger dauern, bis sie sie wirklich begriffen...

Seufzend wandte Andy sich um und wollte zu seinen Eltern hinübergehen – wobei er fast Yenom über den Haufen gerannt hätte. Der trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen, konnte sich aber ein triumphierendes Grinsen nicht ganz verkneifen.

„So, ihr beiden überschlaunen Bengel“, sagte er. „Jetzt habe ich auch einen Geist.“

„Lord Blood?“ fragte Tim. „Aber der...“

Andy trat ihm unabsichtlich auf die Zehen, und sein Bruder verstummte mitten im Wort.

„Freuen Sie sich nicht zu früh“, sagte er. „Noch gehört Blood Manor nicht Ihnen.“

„Papperlapapp“, sagte Yenom. „Der Alte ist doch ganz heiß darauf, mir den Schuppen für ein Butterbrot zu verkaufen. Und danach sehen wir weiter.“ Er lachte gehässig und beeilte sich dann, zu Odomisauq hinüberzulaufen. Andy und Tim sahen, wie er und der alte Diener heftig miteinander zu diskutieren begannen. Des Butlers beständigem Kopfschütteln und Yenoms immer finsterer werdendem Gesichtsausdruck nach zu schließen, schien der Alte Blood Manor vielleicht doch nicht für ein Butterbrot verkaufen zu wollen. Aber Andy war auch sicher, daß er Yenom nicht zu sehr ausplündern würde. Und ein kleiner Denkkzettel tat diesem eingebildeten Angeber vielleicht ganz gut.

„Ich weiß nicht“, sagte Tim nach einer Weile – allerdings so leise, daß Yenom die Worte ganz bestimmt nicht hören konnte, „aber so ganz genau scheint er letzte Nacht nicht zugehört zu haben.“ Er sah Andy an. „Sollen wir ihm sagen, daß Lord Bloods Geist gar nicht mehr hier herumspukt?“ „Was für ein Geist?“ fragte Andy harmlos.

Tim blickte ihn verwirrt an, blinzelte – und begann ganz leise zu lachen. Und für einen Moment, einen ganz kurzen Moment nur, hatte Andy das Gefühl, noch eine zweite,

sehr viel dunklere Stimme lachen zu hören. „Wie hatte doch Kitt gesagt?“ überlegte er. „Euer Onkel hatte einen sehr sonderbaren Humor?“

Sicher. Aber schließlich hatte Yenom ja selbst gesagt, daß er Onkel McFfahllins Sinn für Humor mochte – oder?